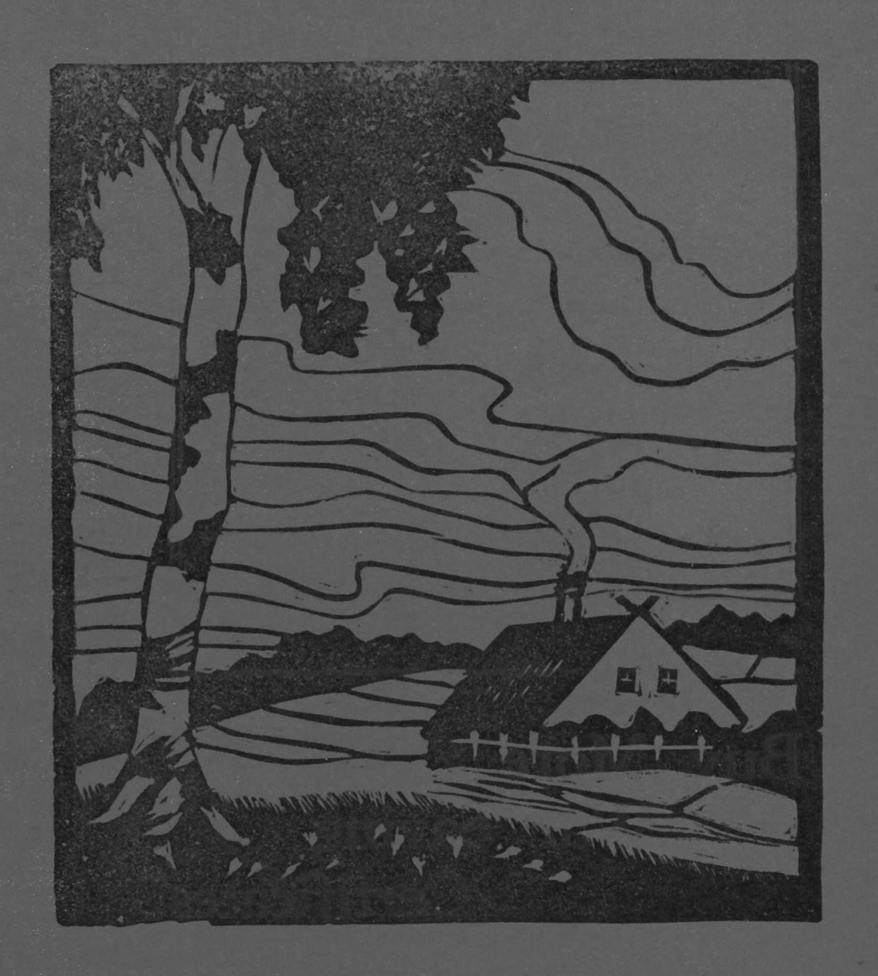
MARIENBOTE



Juli 1943

INHALT

Dies und Das ... 1
Gottes Lob ... 3
Die Liesel und die Fanni ... 4
Erzählung.
Im Angesichte des Todes ... 7
Ein Blick in Gottes Weltwerkstatt ... 8
Von P. Jos. Schneider O.M.I.
Vom Schusterseppel ... 10
Indianerleben ... 13
Von P. Phil. Funke O.M.I.
Monatsheilige ... 14
Es hat so kommen müssen ... 15
Erzählung von H. Weber.
Der grosse Lösepreis ... 17
Von Stufe zu Stufe ... 18
Mutterliebe übers Grab hinaus ... 19
Der Zaunkönig ... 20
Von Reimmichel.
English Section ... 25

Bad Dreams

A little boy of tender teens,
Had such an awful dream!
His mother heard him in the night
Wake and start to scream.

And when he saw his mother there,
He was so very glad
To find that it was just a dream,
Because it was so bad.

What is it, Willie, what is wrong
Were you pursued by bears?
Or did you dream of goblins mean?
Or that you fell downstairs?"

"Oh, no! It's most too bad to tell!
You know in school our class
Is having final tests this week—
I DREAMT I DIDN'T PASS!"

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor
Rev. Father J. Peters, O.M.I. — Assistant Editor

Nr. 10 | Juli 1943 | 11. Jahrgang

Dies und Das

Ewigkeit der Menschenseele

Von der Ewigkeit Gottes gibt es einen Abglanz, den auch das geschöpfliche Sein imstande ist, aufzunehmen: es ist das Fortbestehen ohne Ende, wie es uns die Heilige Schrift von der Menschenseele und den reinen Geistern berichtet. Da nimmt Gott gleichsam den Strom der Zeit, auf dem das Geschöpf an ihn heranwogt, an sein Herz und versenkt ihn in das uferlose Meer seines eigenen Lebens. In diesem Zustande kennt das Geschöpf wohl immer noch früher und später, gestern und heute, kennt immer noch den Augenblick, in dem es seinen Anfang genommen, aber es kennt nicht den Augenblick, wo es ein Ende nehmen wird: denn ein Ende wird es für dasselbe nicht geben, niemals, in alle Ewigkeit nicht!

So gesehen, ist die Ewigkeit des Menschen ein Morgen, auf den kein Abend folgt, ein Aufgang, der keinen Untergang kennt, ein Hinauffliessen in unendliche Weiten, ein Sein ohne Ende.

Oft und oft redet die Heilige Schrift von diesem ewigen Sein der menschlichen Seele. "Was Staub ist am Menschen, kehrt wiederum zurück zur Erde, von der er genommen war, der Geist des Menschen aber kehrt zurück zu Gott, von dem er gekommen ist." Und ausdrücklich sagt Christus, als er hierüber befragt wurde von den Sadduzäern, die an die Auferstehung nicht glaubten: "Was die Auferstehung betrifft, habt ihr nicht den Ausspruch Gottes gelesen, der darüber sagt: Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs? Gott aber ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen!" Und der hl. Paulus: "Siehe, ich sage euch ein grosses Geheimnis! Wir werden nicht alle entschlafen, aber wir werden alle verwandelt werden, und zwar plötzlich, in einem Augenblicke, beim Schall der letzten Posaune. Die Posaune wird erschallen, dann werden die Toten in Unverweslichkeit auferstehen und die Ueberlebenden werden verwandelt werden. Denn dieses Verwesliche an uns muss mit Unverweslichkeit, dieses Sterbliche mit Unsterblichkeit überkleidet werden."

Das uferlose Meer

Der Strom der Zeit wird also wirklich ausmünden ins uferlose Meer der Ewigkeit! Auf die paar Augenblicke unseres irdischen Lebens werden Jahrhunderte, Jahrtausende folgen in endlos flutendem Sein, werden immer neue Jahrhunderte und Jahrtausende nachfluten ohne Aufhören, ohne Unterbrechung, ohne Ende; der Strom der Zeit wird hinausfliessen in unendliche Weiten, ohne sich je zu verlieren, immer gleich stark, immer gleich mächtig, unser Leben fortführend in endlose Fernen . . . Ewiges Leben! Uferloses Meer des Seins!

Wie oft haben Menschen schon versucht, diesen Gedanken zu erfassen oder doch wenigstens durch immer neue Bilder ihrem Geiste näherzubringen! Es war umsonst. Denn über ihm liegt ein Abglanz der Ewigkeit Gottes, Gott aber wohnt für jeden menschlichen Geist in unzugänglichem Lichte.

Bilder der Ewigkeit

Um aber doch nicht ganz ohne Bild zu bleiben, um uns wenigstens irgendwie heranzufühlen an die ganze Tiefe dieses Gedankens, nehmen wir wieder unsere Zuflucht zum Grossartigsten, das wir kennen an Mass und Zahl um uns her: zu den unendlichen Grössen von Raum und Zeit im Weltenraume . . .

Wir wissen von unserer Erde, dass sie nach vielen Millionen Jahren einmal ausgeglüht sein wird.

Eine Million Jahre! Welch unendlich lange Zeit! Man könnte sich ganz verlieren in diesen Gedanken. Die Geschichte der gesamten Menschheit umspannt einen Zeitraum, der etwa den hundertsten Teil davon ausmacht. Und doch, wieviele Geschlechter sind in dieser Zeit heraufgestiegen und wiederum ins Grab gesunken, angefangen vom ersten Elternpaar im Paradiese bis herauf zu unseren Zeiten. Eine Million Jahre! Die Erde aber zählt ihrer viele bis zu ihrem Ausglühen! Welch unausdenkbar lange Zeit! . . .

Aber einmal wäre dieser Augenblick doch gekommen, die glühenden Flammenmeere im Innern der Erde wären ausgebrannt bis zum letzten Funken; wir wären am Ende dieses Erdballes angelangt, der soviel Lust und Leid, soviel Glück u. Schmerz auf sich getragen . . . Wären wir damit auch schon am Ende der Ewigkeit? Nein! Wären wir damit wenigstens am Ende der ersten Sekunde dieser Ewigkeit? Nein! Wir stünden damit immer noch dort, wo wir jetzt stehen: die Ewigkeit hätte eben erst angefangen! . . .

Und auch die Sonne wird einmal ausgeglüht sein.

Die Berechnung schwankt zwischen 15 u. 500 Billionen Jahren.

Eine Billion Jahre! Das ist eine Million mal Million! Bis zum Ausglühen der Sonne braucht es also einen Zeitraum, der millionenmal grösser ist als bis zum Ausglühen der Erde . . . Welch eine unausdenkbar lange Zeit; es schwindelt uns, wenn wir daran denken!

Und doch würde auch dieser Augenblick einmal gekommen sein: das Sonneninnere wäre ausgebrannt bis zum letzten Funken, die Sonne würde durch den Weltenraum kreisen wie einer der vielen erkalteten Sterne um uns her . . . Wäre das dann die Ewigkeit? Nein!

Unsere Sonne ist eigentlich, im Geschehen des gesamten Weltalls betrachtet, ein dem Sterben naher, förmlich schon zum Tode hintaumelnder Sternengreis. Während sie bereits auf dem absteigenden Ast ihrer Entwicklung ist, befinden sich andere Sternriesen erst im Aufblühen. Bis diese ausgebrannt sind, würde es Zeiträume brauchen um das Millionenfache grösser als die Zeit bis zum Auslöschen der Sonne. Welch eine unausdenkbar unfassliche, unvorstellbar lange Zeit bis zu diesem Augenblick! . . .

Und doch, einmal würde auch er gekommen sein! Einmal würde auch im Innern solch eines Himmelsriesen alles ausgebrannt sein bis zum letzten Fünklein! . . . Wäre das dann die Ewigkeit? O nein! Wäre das dann die erste Sekunde der Ewigkeit? Nein! Wir stünden damit immer noch an der gleichen Stelle: die Ewigkeit würde immer noch eben erst anfangen . . . Noch einen Schritt weiter!

200 bis 400 Miliarden Sterne

An solchen Riesensternen zählt die grosse Welteninsel, in die wir eingebettet sind, die Milchstrasse, an die 200 bis 400 Milliarden. Und jeder einzelne dieser Sterne schliesst ähnliche Glutmeere in sich. Und jeder dieser einzelnen Sterne durchläuft die gleiche Bahn seiner Entwicklung: von dem ersten Aufglühen bis zur vollen Helle des Riesensternes und dann wiederum zum endgültigen Erlöschen. Und jeder braucht dazu die unvorstellbaren Zeiten, von dene wir soeben gesprochen haben: tausend-, ja millionenmal Billionen von Jahren. Reihen wir das Werden und Vergehen all dieser Riesensterne in eine einzige Line: sodass der nächste immer erst aufglühen würde, wenn der vorherige erloschen wäre: 200 bis 400 Mililarden solcher Entwicklungsprozesse hintereinander, und jeder mit der ihm entsprechenden unvorstellbar endlosen Zeit, wie lange würde es dauern, bis auch die letzte Sonne unseres Milchstrassensystems ausgebrannt, der letzte Riesenstern in ihr verlöscht wäre! . . . Vorstellen können wir uns da nichts mehr, denken wohl auch nichts mehr als unaussprechlich-unendliche Fernen . . .

Und trotzdem, einmal würde auch dieser Augenblick gekommen sein! Einmal würde auch unser Milchstrassensystem ausgebrannt sein bis zum letzten Fünklein! . . . Wäre das dann die Ewigkeit? Auch das nicht: wir stünden dann immer noch genau dort, wo wir jetzt stehen, wären nicht um einen Schritt vorangekommen: die Ewigkeit hätte auch dann eben erst angefangen.

700,000 Lichtjahre

Und nun breiten wir noch ein letztes Mal die Schwingen unseres Geistes zum Fluge ins Weltall. Hinaus über unser Milchstrassensystem mit seinen Sternenmeeren, in die tiefsten Tiefen, in die fernsten Welten des dunklen Weltenraumes . . . Was finden wir da? Hinter unserm Milchstrassensystem liegt noch ein anderes, der Spiralnebel im Sternbild des Dreiecks, 700,000 Lichtjahre von uns entfernt; darüber hinaus ein drittes, der Andromeda-Nebel, nahe an 800,000 Lichtjahre von uns, darüber hinaus ein viertes und fünftes, so viele, dass sie sich zu einer förmlichen Inselgruppe im Weltenraume vereinigen lassen, in der unser eigenes Milchstrassensystem mit seinen Milliarden von Sternen nur ein winziger Teil ist und die um Millionen von Lichtjahren weiter hinaus liegen als die fernsten Sterne unserer Milchstrasse! Und solcher Sternenmeere zählt man jetzt bereits über 30 Millionen! Wahrscheinlich aber gibt es noch tausendmal, vielleicht millionenmal mehr . . .

Und jedes dieser Sternenmeere ist aufgebaut nach den gleichen Grundzügen wie das unsrige: besteht aus Milliarden von Sternen und Riesensonnen, und jede dieser Riesensonnen macht den

gleichen Entwicklungsprozess, wie wir ihn oben geschildert haben: von dem ersten Aufglühen bis zum völligen Erlöschen . . .

Reihen wir nun auch noch diese Millionen und Milliarden von Sternenmeeren in eine Linie, denken wir uns, dass jedes von ihnen erst zum Aufglühen komme, wenn in dem andern der letzte Stern erloschen ist, und dass auch in jedem einzelnen von ihnen erst der eine Stern erlischt, bevor der andere aufglüht! Das sind Zeiträume, millionenmal und milliardenmal länger als der war, den es braucht bis zum Erlöschen unserer Welteninsel! Vor denen uns Schwindel erfasst, auch wenn wir nur daran denken . . ., unvorstellbar und unausdenkbar, in unendliche Fernen sich verlierend . . . Uferloser, grenzenloser Strom der Zeit! . . .

Und dennoch! Einmal würde auch das vorüber sein! Einmal würde unser ganzes Weltensystem, so weit es ist, so tief es sich erstreckt, so viele an solchen Sternenmeeren, Milchstrassensystemen, Welteninseln es in sich birgt, erloschen sein bis zum letzten Fünklein . . .

Wäre das dann die Ewigkeit? Nein! Oder wenigstens die erste Sekunde der Ewigkeit? Nein . . . auch dann noch würden wir genau dort stehen, wo wir jetzt stehen, immer noch wären wir nicht einen Schritt vorangekommen, die Ewigkeit hätte eben erst begonnen . . .

Diesem Meere der Ewigkeit trägt der Strom der Zeit uns nun entgegen, um uns einmal zu versenken in seine unendliche Dauer! Ein Gedanke, nicht auszudenken vor unermesslicher Erhabenheit!

Und doch, dieser Gedanke ist richtig und wahr, wie Gott selbst ist: "Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist." Und wieder: "Die Posaune wird erschallen; dann werden die Toten auferstehen in Unverweslichkeit, und die Ueberlebenden verwandelt werden. Denn dieses Verwesliche an uns muss mit Unverweslichkeit, dieses Sterbliche mit Unsterblichkeit überkleidet werden."

Gottes ~Lob~



Der Höchste bis Du, o Gott, und ohne Wandel: Es gibt in Dir keinen Ablauf des heutigen Tages, und dennoch verläuft er Dir mit allem, was in ihm sich ereignet. Aber Deine Jahre nehmen kein Ende, Deine Jahre sind ein einziges Heute . . . In wie grosser Zahl sind unsre Tage und die Tage unsrer Vorfahren schon durch Dein Heute hindurchgegangen und erhielten von Dir ihr wechselndes Gepräge, und wieviele werden noch durchgehen und geprägt werden! Du aber bist immer der nämliche, und alles, was morgen geschieht und darüber hinaus, und was gestern geschah und weiter zurück, das wirst Du "heute" bewirken, das hast Du in Deinem "Heute" bewirkt.

St. Augustinus.

*

"Linder sind Seine Worte als Oel, und doch sind sie wie Pfeile." (Ps. 54, 22.)

*

"Dein Wort gibt mir Leben." (Ps. 118, 50.)

"Die Worte des Herrn sind lautere Worte, im Feuer geläutertes Silber, gesäubert von Schlacken, gereinigt siebenmal." (Ps. 11, 7.)

*

"Wie süss sind Deine Worte meinem Gaumen, süsser als Honig meinem Munde." (Ps. 118, 103.)

*

"Dein Wort ist eine Leuchte für meine Füsse und ein Licht auf meinen Wegen." (Ps. 118, 105.)

*

Jedes der unzähligen Geschöpfe Gottes ist ein Wort Gottes. Und so reich die Schöpfung Gottes ist an Steinen, Stäubchen, Pflanzen, Tieren, Menschen, Engeln, sooft Gott sprach: Er sprach jedesmal ein anderes Wort. Jedes Geschöpf Gottes ist ein besonderes Wort.

Die Wesen ohne Seele bleiben so, wie Gott sie sprach. Die geistigen Wesen können sich zu einem höheren Worte Gottes machen.

Wie Wind im Käfige, wie Wasser in dem Siebe,
Ist guter Rat im Ohr der Torheit und der Liebe.

Wunderbar ist dein Name, mein Herr und Gott! Aber wo finde ich das Lob, das dir gebührt? Mein Mund vermag es nicht, deinen Ruhm kund zu tun. Du selbst, o Herr, bist dein Lob, und deine Werke preisen deine Herrlichkeit. Du hast mich als dein Kind angenommen, du hast mich zum Erben der ewigen Seligkeit gemacht. So hilf mir, dass ich nicht durch eigene Schuld zunichte mache, was deine Gnade an mir gewirkt hat; lass mich vollendet werden durch die Kraft deines Heiles!

Hl. Augustin.



Die Liesl und die Fanni

Von. F. Schrönghamer-Heimdahl.

Sonntagnachmittag.

Die Haunreuterischen sitzen in der Stube, der Vater, die Mutter und die Urschl, die einzige Tochter. Der Vater hat eine Mass Bier vor sich, die Mutter ein Haferl Kaffee, die Tochter ihr Häkelzeug. Sie häkelt Vorhänge für die Aussteuer. Wenn Bauerndirndeln Vorhänge und andere Sachen, die nicht gerade notwendig sind, häkeln und herrichten, dann wissen die guten Eltern, dass das Herz des lieben Kindes gesprochen hat und heimlich einen Hochzeiter darin verwahrt. Bei der Urschl merken die Eltern diesen Fall auch daran, dass sie seit dem letzten Veteranenball nicht mehr soviel isst wie früher und alle Augenblicke in ein anderes Loch starrt. Auch wird sie bald rot, bald blass im Gesicht, und wenn man sie anredet, gibt sie verkehrte Antworten, wenn sie überhaupt etwas erwidert.

Die Haunreutereltern haben jetzt schon alle Tage ausgeschaut, ob der Hochzeiter nicht bald kommt. Wer es ist, wissen sie noch nicht, weil es bei den Bauern nicht Brauch ist, dass man über Herzenssachen lange redet. Sie wissen nur, dass es so ist. Dass sich die Urschl, ein blutsauberes Dirndl, und die Einzige dazu, nicht den Nächstbesten ausgesucht hat, das können sie sich auch denken. Denn sie ist wirklich ein geschicktes, riegelsames Leut die Urschl, sauber und frisch wie ein Maitag und Hochzeiter könnte sie mehr als genug haben, wenn ihr bald einer gut genug wär'. So wählerisch ist die Ursch, dass ihr's schon Dirndln und Buben prophezeit haben: "Urschl, Urschl, pass auf, dass du nicht ein Körbel zuviel austeilst. Nachher kannst einen Hütersbuben heiraten." Die Urschl hat immer nur gelacht zu solchen Reden, die mehr der Neid als die Freundschaft eingegeben hat. Denn an der Urschl hängt ein grosser Bauernhof mit gutding zweihundert Tagwerk. Und wer das Dirndl einmal erwischt, kann auch den Hof mitnehmen.

Der Haunreutervater trinkt seinen Masskrug aus und sagt: "Jetzt wär's uns schon bald recht, wenn ein Bauer auf den Hof käm', Urschl. Denn die Mutter und ich werden alle Tag' älter . . ."

"Wahr ist's", sagt die Haunreuterin. "Wenn's e'n richtiges Mannsbild ist, können wir alle Tag übergeben, lieber heut' als morgen, damit wir einmal in die Ruh' kommen auf unsere alten Tag'."

"Auf dem Veteranenball hast die meisten Mal' mit dem Berghamer Beni 'tanzt," fährt der Vater weiter. "Der wär' mir gar nicht zuwider . . ."

Die Urschl wird feuerrot, packt ihr Häkelzeug zusammen und geht damit in ihr Stübl, wie's Brauch ist bei solchen Reden. Die Alten wissen jetzt schon, wieviel es geschlagen hat: Der Berghamer Beni ist der heimliche Hochzeiter.

"Ich wünsch' mir gar keinen andern," sagt der Vater, wie das Dirndl aus der Stuben ist, und schenkt sich eine frische Mass ein. "Ein Ausbund von Bravheit ist der Beni. Sein Vater ist schon dreissig Jahr' Bürgermeister. So einen Schwiegersohn schätz' ich mir als Ehre. Respekt vor der Urschl!"

"Ja, gut hat's g'wählt, 's Dirndl. Ich wüsst' mir gar keinen besseren Burschen in den Pfarreien ringsum wie den Beni", meint die Mutter.

"Ich kann nur sagen: Respekt! und wieder: Respekt! Sach' ist auch da beim Berghamer und der Hof ist nicht schlechter wie der unser'."

"Es könnt' nicht besser stimmen . . . So ein Glück!"

"So ein bildsauberer Bursch!"

"Und brav! Kein Leimsieder

zwar, aber christlich."

"Ist er nicht Vorstand vom Burschenverein?"

"Ja freilich ist er's! Und da wählen sie allemal nur den Allerbesten, den Richtigsten und Tüchtigsten."

"Nein, so ein Glück!"

"Ich sag' halt allemal wieder: Respekt!" —

Wenn man den Esel nennt, so kommt er gerennt, heisst ein Sprichwort. Diesmal ist's freilich kein Esel, sondern der Berghamer Beni. Das Hoftürl geht, der Hund schlägt an und die Haunreuterischen recken die Hälse. Ja, er ist's wahrhaftig, der Beni. Sie geleiten ihn mit allen Ehren in die Stuben. Dann reden sie eine Weile vom Wetter, dann von den Kälberpreisen. dann von den Getreidepreisen, dann von den Zuchtschweinen, wie's halt Brauch ist, wenn ein Bauernbub' ins Brautbitten geht. Man weiss ja im vornhinein schon, was man einander will und das Jawort gibt und holt man sich so zwischen hinein.

"Uns bist nicht zuwider", sagt der Haunreuter. "Muasst halt mit der Urschl auch reden. Im Stübl ist's hinten." Der Beni redet mit der Urschl, wie's halt Brauch ist: und weil die auch nichts dawider hat, kann in vier Wochen schon Hochzeit sein.

"Nein, so ein ordentlicher Bursch'," sagt die Haunreuterin, wie der Beni abends heimgeht.

Der Haunreuter aber schenkt sich noch ein Massl ein: "Respekt! Ich kann nur sagen: Respekt!"

*

Wie's Brauch ist, werden der Beni und die Urschl am nächsten Sonntag schon von der Kanzel verkündet. Und wie's wieder Brauch ist, gibt der Beni als Vorstand des Burschenvereins seinen Kameraden einen Abschiedstrunk beim Kirchenwirt, weil er ja jetzt vom ledigen in den gebundenen Stand tritt.

Bei diesem Trunk ist auch der Haunreuter Häufelmann zufällig zugegen, weil er seine Tochter heimgesucht hat, die beim Kirchenwirt Kuchelmagd ist. Und da wird er Ohrenzeuge eines Gespräches, das der Beni mit einem Kameraden führt, ein Gespräch, das die ganze Heiraterei über den Haufen werfen muss. Jedenfalls hält es der Häuselmann für seine Pflicht, den Haunreuter, seinen Dienstherrn und Brotgeber zu warnen, bevor er seine Tochter in's grösste Unglück rennen lässt.

Wie der Häuselmann in die Bauernstube kommt, sitzt der Haunreuter wieder vor seinem Masskrug und die Haunreuterin wieder vor ihrer Schale Kaffee. Die Urschl ist nicht daheim, weil sie ihre Schwiegereltern heimsuchen gegangen ist, wie's halt Brauch ist.

"So Häuselmann," ruft der Haunreuter dem Eintretenden entgegen, "jetzt wirst dich halt beim neuen Bauern einstiften müssen. Wir geben über. Wirst es eh' gehört haben heut' in der Kirchen . . ."

"Desweilen ist er noch nicht Bauer, der Beni," sagt der Häuselmann und lässt sich auf den Schragen nieder."

"Was sagst?" poltert der Haunreuter auf. "Was soll das bedeuten?"

"Was gibt's denn?", fragt die Haunreuterin erschrocken.

"Ich will nichts gesagt haben," meint der Häuselmann seelenruhig, "aber sagen muss ich euch's doch, was ich heut' g'hört hab' vom Beni beim Kirchenwirt . . ."

"Leutg'schwätz! Das weiss man so, wenn zwei in der Heirat sind, dann wirft ihnen der Neid Dreck vor die Füss . . ."

"Ja, wenn's nicht der Beni selber gesagt hätt' und wenn ich's nicht in die eigenen Ohren hineingehört hätt', nachher gäb' ich auch nichts drum um das Geschwätz. Aber so liegt die Sache ganz anders . . ."

"Was ist's denn nachher?" drängt der Bauer.

"Es muss sich um ein Weibsbild handeln, das der Beni heimlich auf der Seiten hat . Ja, die will er sogar auf den Hof herkriegen, wenn er heiratet, denn ich hab's selber g'hört, wie er zum Weisspichler Peter gesagt hat: "D' Liesl," hat er g'sagt, die lass' ich nicht hint'. Fünf Jahre hab' ich's jetzt g'habt, und so gut und treu ist sie allerweil g'wesen, dass s' eine Schand wär für mich, wenn ich sie nicht mitnähm auf den Haunreuter Hof."

"Das hat er g'sagt?" braust der Haunreuter auf.

"Ja, das hat er gesagt," bestätigt der Häuselmann. Ich kann's nicht anders sagen, als wie ich's

---

"Wer die Habe dieser Welt besitzt und seinen Bruder darben sieht und sein Herz vor ihm verschliesst: wie soll die Liebe Gottes in ihm bleiben? Meine Kindlein, nicht mit Worten oder mit der Zunge lasst uns lieben, sondern in Werk und Wahrheit!"

1. Joh. 3, 17. 18.

★ ★ GEBET ★ ★

Herr, wäre Deine Liebe mein,
Die hohe, reine, heilige Stille,
Die stets nur lauscht:
"Wie ist Dein Wille?"
Wie gern gäb' ich all der Erde Lust
Und trüge alle Erdenpein —
Wär' Deine Liebe mein!

Herr, wäre Deine Liebe mein,
Wie wollt mein Kreuz ich freudig tragen
Dir nach in allen Erdentagen
Und lächelnd einst von hinnen scheiden
Verlassen und vergessen sein,
Wär' Deine Liebe mein!

Zünd' an, o Herr, zünd' an
Mein Herz, das kalte, liebeleere,
Dass fürderhin es brenne
Für Dich allein!

Gertrud Mueller.

g'hört hab'. Fragt nur seinen Kameraden, den Weisspichler Peter."

"Da bleibt ja die Welt steh'n!" jammert der Haunreuter schrekkensbleich. "Aber wart' nur, du Lump, du feiner Beni! Du kommst mir nicht vor! Heut' geh' ich noch zum Pfarrer und mach' die Hochzeit rückgängig. Und erwischen wenn ich ihn tu', den Beni, die Ohrwaschl schneid' ich ihm ab, alle zwei und steck' ihm's in sein Todsündenmaul, in sein gött'slästerliches, dass er erstickt daran . . ."

Die Haunreuterin ist vor Entsetzen über die Enttäuschung keines Wortes fähig. Sie möchte weinen, aber sie kann nicht. Sie muss nur immer an die Urschl denken. Wird der nicht das Herz brechen, wenn sie von der Untreu' ihres Hochzeiters hört? Armes, armes Dirndl!

"Ich kann mir nicht genug denken," greint der Haunreuter. So eine Schlechtigkeit! So eine Lumperei! Aber ich hab' mir's so gleich gedacht, dass da etwas nicht ganz sauber ist. Denn wenn einer mit der Bravheit gar so auftuscht, wie der Beni, der Herr Vorstand vom Burschenverein, nachher hat's meistens einen Haken . . ."

"Ist nicht wahr," findet jetzt die Haunreuterin das Wort wieder. "Gerade du bist es gewesen, der einen Respekt hin und den andern her g'habt hat für ihn. Du hättest ihn am liebsten selber noch geheiratet, so närrisch bist gewesen damit."

"Wenn man nichts weiss!" poltert der Haunreuter. "Aber wart' nur, Bürscherl, wir kommen schon noch zusammen . . ."

"Ich will nichts gesagt haben," lässt sich der Häuselmann wieder hören; "aber das muss ich euch auch noch sagen, was ich noch weiter g'hört hab' vom Beni. Seiner Red' nach muss noch ein zweites Frauenzimmer da sein, die muss Fanni heissen, weil er zum Weissbichler Peter g'sagt hat: "Die Fanni," hat er g'sagt, "die lass' ich hint', die ist mir schon zu alt. Mit der tät' ich keine Ehr' mehr aufheben bei meiner Hochzeiterin. Aber auch sie ist recht lieb und treu, die Fanni, und ein Junges hat sie, das lass' ich mir nachkommen, wenn's aus dem Gröbsten heraus ist."

"Höher geht's wirklich nimmer!" Jetzt ist dem Land der Boden aus! Gleich geh' ich zum Pfarrer!" brauste der Haunreuter heraus. "Das ging mir noch ab, dass er sein lediges Kind auch noch auf den Hof bringt! O du Ausbund von Schlechtigkeit! Aber du pass uf, Beni, wie deine Heirat ausfällt, da wirst schau'n mit deinen Salzbüchselaugen, deinen scheinheiligen. . ."

"Ist das alles wahr?" fragte die Haunreuterin den Häuselmann auf sein Gewissen.

"Ich kann's nicht anders sagen, als wie ich's vom Beni selber g'hört hab'. Ich bin gerad' am Nebentisch hinter dem Beni gesessen und hab' jedes Wort deutlich verstanden. Es wird also wohl seine Richtigkeit haben mit den zwei Weibsbildern, weil ich die Namen ganz deutlich verstanden hab': die er mitnehmen will, heisst Liesl, und die er hinten lässt, Fanni. Aber von der will er das ledige Kind nachkommen lassen. Anders kann ich's nicht sagen . . ."

Der Haunreuter hat sich schon in den Sonntagsstaat geworfen und holt einen Stecken vom Herdgestänge, den er ein paarmal grimmig durch die Luft sausen lässt. "So", sagt er, "jetzt geh' ich ins Hochzeitsladen zum Herrn Hochwürden. Und der Beni wenn mir wo untersteht, nachher . . ."

"Um Gotteswillen, vergiss dich nicht, Bauer," bittet die Haunreuterin. "Schlaf lieber noch eine Nacht drüber. Morgen ist auch noch ein Tag. Und mach' das Unglück nicht grösser, als es schon ist . . ."

"Ah, bah!" brüstet er und stürmt zur Tür hinaus, dem Pfarrhof zu.

*

Wie die Urschl von ihrem Besuch bei den Berghammerischen, ihren künftigen Schwiegereltern, heimkommt, findet sie die Mut-



Im Monat Juli gehen viele unserer Kleinen zur ersten heiligen Kommunion. Machen wir ihnen diesen Tag so schön als nur möglich. Ihr ganzes Leben lang sollen sie daran denken. Sie werden den Tag ihrer Erstkommunion ganz gewiss nicht vergessen, wenn Vater und Mutter und grosser Bruder und grosse Schwester ihnen durch Beispiel und Tat zeigen, wie wertvoll und wie wichtig der göttliche Heiland dem armen menschlichen Herzen ist.

ter still und wortkarg am Herde werken. In ihrer Herzensfreude fällt ihr das veränderte Wesen der Mutter und die Abwesenheit des Vaters gar nicht auf. Der Empfang bei ihren Schwiegereltern, erzählt sie, war weit schöner und herzlicher, als es sonst der Brauch bei den Heiratsleuten ist, und sie hat deutlich gemerkt, wie gern man sie hat. Die Berghammermutter hat ihr auch das Ross schon gezeigt, das der Beni zum Heiratsgut hinzu noch mitbekommt; Liesl heisst es, ein so liebes, treues Tier, mit dem der Beni schon fünf Jahre fuhrwerkt. Und noch ein Ross ist da, das auch dem Beni gehört, aber schon älter, und heisst Fanni. Von der ist ein Junges da, ein allerliebstes Schimmelchen, das der Beni später auf den Hof herübernimmt, wenn es einmal grösser ist. Und der Beni hat mich mit den Tieren überraschen wollen; er will sie mir am Hochzeitstage schenken . . ."

"Ross' sind's?" strudelt die Haunreuterin heraus.

"Ja, Ross'!" wundert sich die Urschl.

"Und wie heissen sie?"

"Liesl und Fanni . . ."

"Was nur die Mutter hat?" wundert sich die Urschl wieder. Denn die Haunreuterin lässt Ofenzange und Herdringe in den Trankeimer fallen und stürmt zur Tür hinaus, dem Inhäusel zu.

"Du Rindsvieh!" schreit sie dort dem Häuselmann durch's Fenster. "Die Liesl und die Fanni sind keine Frauenzimmer, sondern Ross', dem Beni seine Gäul', die ihm selber gehören. Ein andersmal machst deine Ohrwaschel besser auf, bevor du das grösste Unglück anstellst mit deiner Goschen, sonst kann sein, dass der Bauer seinen Stekken auf deinem Buckel tanzen lasst statt auf dem Beni den seinen, der so unschuldig ist wie ein Schaflampl. Jetzt springst, was du springen kannst, dem Bauern nach in den Pfarrhof!" Und der Häuselmann rennt wie ein Wiesel.

"Ross' sind's!" schreit er in die Pfarr'stuben wo der Heunreuter, den Stecken zwischen den Knien, auf dem Kanapee beim Herrn Hochwürden sitzt.

"Die Liesl und die Fanni sind dem Beni seine Ross', keine Frauenzimmer!"

"Na also, jetzt ist der Irrtum ja aufgeklärt," meint der Herr Pfarrer. "Ich hab dirs ja gesagt, für den Beni leg ich meine Hand ins Feuer.

Was aber ist schuld an der ganzen Aufregerei? Die leidige Unsitte, Tieren menschliche Namen zu geben."

"So, Ross' sind's, dem Beni seine Ross'," dehnt der Haunreuter heraus. "Allen Respekt vor dem Beni! Ich hab mir's ja gleich gedacht, dass die Sach' nicht stimmen kann, wie's der Häuselman erzählt hat. Jetzt ist alles wieder recht, Herr Hochwürden, und in drei Wochen ist nachher Hochzeit . . . Respekt vor dem Beni! Allen Respekt."



Im Angesichte des Todes . . . .

Am 9. Januar 1908 starb der Dichter Wilh. Busch als 76jähr. Greis. Der über alles im Leben lächeln konnte, konnte dem Tode nicht lächelnd begegnen. Seine Philosophen Kant und Schopenhauer liessen ihn da im Stich, und wehmütig sagte er: "Ihr Schlüssel scheint mir wohl mancherlei Türen zu passen in dem verwunschenen Schloss dieser Welt, nur nicht zur Ausgangstür."

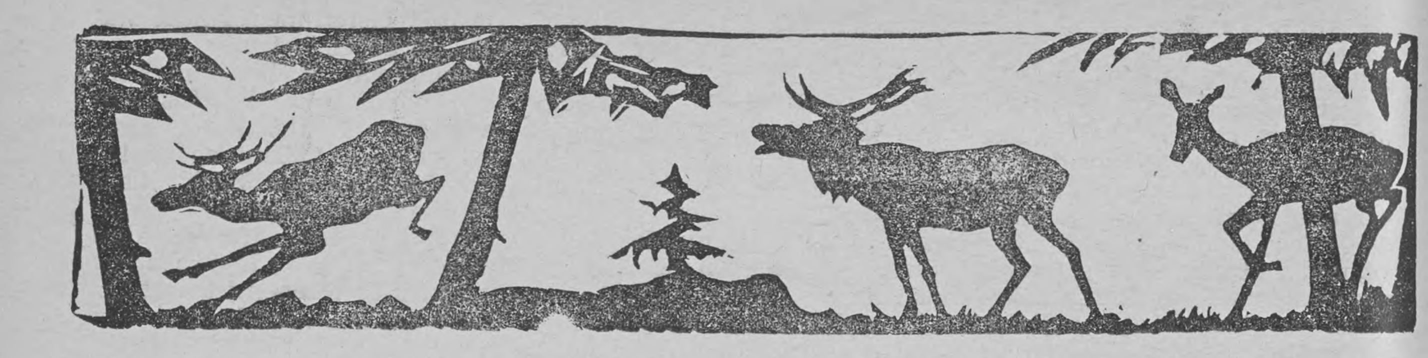
Vor Ausbruch seines Wahnsinns rief der Philosoph Nietzsche jammernd aus: "O komm zurück, du unbekannter Gott!"

Jarke, Professor an den Universitäten Berlin und Bonn, ein Konvertit, gab das Beispiel geduldigen Leidens bis zum letzten Atemzuge. Kein Klagelaut kam über seine Lippen, die bei den heftigsten Schmerzen Gott lobten und priesen, dass er zu leiden und büssen gewürdigt sei. Sterbend sagte er zu dem ihm beistehenden Ordenspriester: "Wenn ich gestorben bin, so sagen Sie jedem, der es wissen und hören will, dass ich mein höchstes Glück in der heiligen katholischen Religion gefunden habe."

Von den Lippen des sterbenden Kardinals Mezzofanti, der als Sprachwunder weltberühmt geworden, kommt das erbauliche letzte Wort: "Lasset uns 'Gloria Patri' sagen und dann in den Himmel eingehen!" Da schien fürwahr die Todesstunde eine heilige Anbetungsstunde zu sein.

Adolph Kolping, der grosse Gesellenvater, sagte zu seinem Bruder, der an seinem Sterbebette stand: "Nun gib gut acht; was du jetzt an mir siehst musst du einmal nachmachen." Nach einer Weile: "Da nimm dies Kreuz und wehre dich damit."

Kaiser Karl von Oesterreich, der als Opfer der Freimaurerei in der Verbannung sein Leben beenden musste, starb wie ein Heiliger. Seine unerschütterliche Geduld war staunenswert. Er war ganz ergeben in Gottes Willen. In den letzten Jahren vor seinem Tode sprach er oft: "Ich will ja nur den Willen Gottes, ob das jetzt Thron oder Exil, Verfolgung oder Triumph bedeutet, nur seinen Willen will ich." Und als er erfuhr, dass die Krankheit zum Tode führe, sagte er sogleich: "Dein Wille, o Gott, geschehe. Amen." Er empfahl seine Kinder Gott, indem er betete: "Herr, lass sie lieber sterben, als eine Todsünde begehen!" Unter Anrufung des heiligsten Namens Jesu starb er.



Ein Blick in Gottes Weltwerkstatt

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

Warum macht Gott nicht diesem Krieg ein Ende, hört man die Menschen klagen. Er hat ihn auch vorausgesehen; warum verhinderte Er ihn nicht? Die Antwort darauf finden wir in der gottgegebenen Weltordnung. (Was das meint, wirst du bald verstehen; lies nur ein wenig weiter!)

Gott ist der Erdenker und Baumeister der Welt und all dessen, was in ihr ist. Er hat die Pläne dazu ausgesonnen und hat sie durch einen Akt Seines allmächtigen Willens in die Wirklichkeit umgesetzt. "Er sprach, and alles ist geworden."

Was uns in der Schöpfung auffällt, ist die grosse Zahl und der unermessliche Reichtum der Geschöpfe. So gibt es 500—600,000 Sorten von Insekten (Ameisen, Mücken, Schmetterlinge, usw.) Und in jeder Sorte drängen und tummeln sich hinwieder Billionen von Einzeltierchen. Ja, wer zählt sie alle, die Fliegenheere in den Farmhäusern und Ställen! Wer könnte sie ermessen, all die grossen und kleinen Wesen in Erde, Luft und Meer!

"Weisst du, wieviel Sterne stehen an dem
blauen Himmelszelt?
Weisst du, wieviel Wolken gehen weit
hinüber alle Welt?
Gott, der Herr hat sie gezählet, dass Ihm
auch nicht eines fehlet
An der grossen, grossen Zahl!"

Das ist der Sinn des Dominus Deus Sabaoth im Sanctus der hl. Messe. Gott is der "Herr der Heeresschaaren". Der Schöpfer und Eigentümer, der Ernährer und Fürsorger von Engel und Menschen, von Fisch und Vieh und von allem Lebendigen, das über und unter der Erde sich regt. Wahrlich, Er ist ein grosser König; mit Herrlichkeit hat Er sich umkleidet.

Was weiter auffällt an Gottes Schöpfung, ist die gegenseitige Abhängigkeit alles Erschaffenen von einander. Mineral- und Tier- und Pflanzenreich sind sich auf Gedeih und Verderb einander verhaftet. Das eine muss sich hergeben für das andere, so dass es leben und gedeihen kann. Mit anderen Worten: der Opfergedanke beherrscht die ganze Schöpfung. Du siehst das manchmal, wenn du mit dem Auto durch die country jagst: Da schwingt sich plötzlich vor dir ein Hühnerhabicht in die Höhe. In seinen Krallen zappelt ein armer Gopher. Er scheint sich noch um sein Leben zu wehren. Gelingt es ihm sich loszureissen? Ja, dort drüben fällt er herunter und entweicht. Er hat noch mal Glück gehabt, der arme Schlucker! Um ein Haar wär's um ihn geschehen gewesen. Nicht selten siehst du blutige Fetzen dieser Tierchen auf irgend einem fence-Pfosten liegen. Da fragst du dich: Warum hat der Herrgott es grad so gemacht? Nun, Er will, dass in Seiner Weltwerkstatt das eine sich für's andere opfert. Das Gras für's Vieh; die kleinen Tiere für die grossen; die Tiere für den Menschen; und der Mensch? Für andere Menschen! Um Gottes Willen und zu Gottes Ehr soll er im Schweisse seines Angesichts sich für die Kinder abmühen; dass er abnimmt an Gesundheit und Kraft, während jene wachsen an Mut und Selbstbewusstsein und den alten Leuten zurufen: macht uns Platz, die Welt ist unser! So werden Vater und Mutter dem Sohne Gottes ähnlich, der am Kreuz alles hergegeben was Er hatte; Gesundheit und Schönheit und Leben und Kraft und Blut, damit wir ewig leben möchten.

Ein drittes, was auffällt in Gottes Weltwerkstatt, ist die riesige Staffelung der Geschöpfe. Ihre Ueber- und Unterordnung dank ihrer Unterschiede in Kraft, Beweglichkeit, Grösse und Verstand. Hier nun steht der Mensch hoch oben auf der Leiter.

Was ist die kurze Spanne seines Lebens im Vergleich zu Haifischen oder Baumriesen, die es bis auf Hunderte von Jahren bringen? Was ist seine Schwachheit gemessen an der derben Knochigkeit und Muskelspannung von Pferden und Ochsen? Was sind die Leistungen seiner Hände neben der unermüdlichen Arbeitsgewalt elektrischer Maschinen? Was vermag sein Wille gegen

tobende Sandstürme und gurgelnde Wasserfluten oder gegen die himmlische Artillerie, wenn sie im Gewitter sich entläd? Man muss nur lachen über den Perserkönig, der in alten Zeiten das Meer peitschen liess, um sich seine schäumigen Wellenberge gefügig zu machen. So steht es denn fest: der Mensch ist in mancher Beziehung ein armseliges Ding. Aber in einem ragt er über alles andere empor: in seiner Geisteskraft. Mit ihr macht er sich an alles ran; erforscht die Tiefen des Meeres und der Dreifaltigkeit. Und wegen dieser Geisteskraft hat Gott ihn auch zur Teilnahme an Seiner Weltherrschaft berufen. (S'ist eine grosse Ehre!) Hat ihn auch zum Bildner seines eigenen Schicksals bestellt. (S'ist eine grosse Verantwortung!) Der Mensch hat Freud an dieser Gewalt. Regieren und Herrschen ist ihm ein Bedürfnis im grossen wie im kleinen Raum. Wer hat es nicht gern, in der Regierung oder im Parlament zu sitzen? Und wer zieht's nicht vor den headman oder boss zu spielen anstatt sich kommandieren zu lassen? Bei manchen wird das Führenwollen sogar zur Leidenschaft: sie fühlen sich and benehmen sich wie "bossig" und das ist der Grund, warum es manchmal zu one-man-schoolboards und one-man-town councils kommt. So lenken denn nach Gottes Ratschluss menschliche Führer das Volk auf der nationalen und internationalen Ebene. Manchmal geht es gut und manchmal geht es schief. Und wenn es schief geht, kommt es zu furchtbaren Katastrophen, die Gut und Blut der Menschheit verschlingen. Dann schreit der arme Erdenwurm und, statt sein "mea culpa" zu sprechen und Busse zu tun, greift er den Herrgott an: redet zu Ihm mit grosser Aufdringlichkeit und gar Respektlosigkeit, als hätte der Allerhöchste nichts anderes zu tun als ihm in seinen Dummheiten beizuspringen und ihn ruck-zuck wie im Blitzkrieg von den bitteren Folgen seiner Frevel zu erretten. "O Herr, wie lange noch? Du weisst doch um mein Elend; warum machst du ihm nicht durch Kurzschluss ein Ende?" So stöhnen sie, und der Himmel . . . schweigt!

Es gibt nämlich eine Sünde der Vermessenheit. Sie besteht darin, dass man blindlings immer wieder gefährliche Wege geht. Wenn man allen Mahnungen und Warnungen der Kirche zum Trotz immer wieder an Abgründen einhertanzt. Und dieser Sünde macht die Menschheit sich immer wieder schuldig. Und für diese Tollheit zahlen wir mal wieder im Weltbrand Nr. 2. Und das ist es, warum der Himmel schweigt. Hat er nicht Recht?

Schau dir mal wieder Gottes Weltwerkstatt an. Du entdeckst bei genauem Zusehen zwei grundverschiedene Abteilungen darin. Die eine schafft maschinenmässig; ohne Besinnung und ohne Ueberlegung. Ohne zu wissen woher und wohin. Ohne Bewusstsein der Folgen ihres Tuns. Dahin gehören die Tiere: ihnen wachsen Kleider und Schuhe von selber; müssten sie sie selbst beschaffen, sie wüssten nicht, wie sie es anfangen sollten. Auch die Sterne gehören dahin. Gott hat diese gewaltigen Massen geformt, sie auf ihren track gesetzt und ins Rollen gebracht mit einem Stoss Seiner Hand, der ausreicht für 100,000 Jahre. (Es war Ihm leichter als einem champion auf der Kegelbahn). Und nun eilen sie daher in schweigender Majestät und mit schwindelerregender Schnelligkeit. Wie die Teile eines riesigen Uhrwerkes, bis der, der sie geschaffen, Seinen Finger zurückzieht und alles in wildem Aufruhr durcheinander kracht. Das wird das Ereignis des Jüngsten Tages sein: "Die Kräfte des Weltalls werden erschüttert werden". Bis dahin aber tun sie nie einander weh. Und täten sie es, wir dürften sie nicht tadeln, denn es geschähe ohne ihre Schuld.

Ganz anders verhält es sich mit uns. Wir gehören zur Abteilung der denkenden Geister. Wir wissen, was wir tun. Gott hat uns Verstand gegeben; hat uns den Weg zum Glück gewiesen; gab uns als road-signs dazu die 10 Gebote. Hat uns grosse Macht in die Hände gelegt mit dem Recht der Selbstregierung. Und die schliesst in sich das eiserne Gesetz, dass wir die Suppe auslöffeln müssen, die wir uns selber zurechtgebraut haben. Und das mag bisweilen furchtbar sein.

Nimm z.B. diesen Krieg. Seine Wurzeln reichen tief in die Politik und die philosophischen Unheilslehren der vergangenen Jahrhunderte hinab. Er ist die Folge nationalen Uebermuts und internationaler Kurzsichtigkeit. Das wurde vor dem Ausbruch allgemein zugegeben. Nun, da alles verborgen ist, ladet man natürlich die Schuld dafür auf einen Sündenbock, so wie das Judenvolk vor Christus alljährlich einmal all seine Sünden auf einen Geissbock lud und ihn zur Sühne dafür in die Hungers- und Todesqual der Wüste hinausjagte. Die Massen der leidtragenden Völker aber fragen sich verwundert, warum der Himmel nicht eingreift und dem Massenmorden kein Halt zuruft. Verrät das nicht eine irrige Auffassung von Gottes Weltgesetzen? Muss der Herrgott jedesmal Wunder wirken, wenn wir uns durch eigene Schuld ins Unglück hineingerannt haben? Muss Er immer prompt das Feuer löschen, das wir frevelntlich entzündet und zu dem wir Jahrzehnte lang den Brennstoff aufgehäuft? Ist Er verpflichtet, die Strafen hinwegzuzaubern, die der Missbrauch Seiner Gaben im Gefolge hat? Wer möchte das behaupten?

Du siehst nun, warum Er sich ins Schweigen hüllt. Wir haben uns in gotteslästerlicher Weise in den neuen Krieg hineingewurstelt und müssen selber sehen, wie wir wieder hinauskommen. Und deshalb dauert er Monat für Monat und Jahr für Jahr, bis das Unwetter sich von selber austobt und das Blut der Gefallenen und die Tränenbäche der Witwen und Waisen unsre ungeheure Schuld vom Angesicht der Erde abgewaschen haben.

Nur ein tröstender Lichtstrahl bietet sich uns im Dunkel der gegenwärtigen Lage. Wir können durch Gebet und Busse die Furchtbarkeit der Schmerzen lindern und die Zeit der Trübsal abkürzen. Möge der Himmel es tun um seiner Auserwählten willen!



VOM Schusterseppel

Liebe Leit.

Vor ein paar Täg bin ich h'nieber zum Krauter Nick, was wellen Krauter Nick ich b'suche wollt. Ich hob den Nick uf der yard von seine Farm gemiet. Er hot do uf'n Stuhl g'huckt, grod vor seine summerkitchen, und hot sein pipe gesmokt. Von wege weil es warm gewest is, hot er kein Kietel net ang'hat aber grod sein Hemd und seine Hos. Net eimol Schuh hot er uf die Fiess g'hat.

Ich hob mich also zu sollen Nick g'huckt, und mir zwei hen dan anfonge zu verzähle. Wie mir so am Verzähle von diesem und jenem g'west wore, da uf eimol hen mir den Peiler George uf seiner Farm rumgehe sehe, was welle Farm eine viertel Meil vom Nick seine Farm gewest ist.

"Tut's ihr wiesse, was der George treibe tut?" hot mich do der Nick gefrogt. Und wie ich ihm verzählt hob, wie dass ich nix net wiesse tu, hot der Nick g'sogt:

"Ein motorcycle hot er sich zugeschafft. Was will der mit ein motorcycle? Kein car hot er niemols net fohre könne, und jetzten will er ein motorcycle treibe. Was werd sein Weib soge? Geld spende fier solles, wo dass doch mir Farmer allzumol schon arg genug troubles hen?"

Wie der Nick solles gesproche hot, da, mir hen nix net g'sehe wann es sich zugetroge hot, is der George vor uns gestanne.

"Hallo", hot er uns beide angesproche, "tut's iemmer noch kiecke, Nick, vonwege mein neies motorcycle?"

"Ich tu net kiecke, George", hot der Nick zurieckgebe, "solles is net mein business und auch net mit meine Natur. Ober solles sog ich eich: Totschloge werd's ihr eich mit eier crazy motorcycle? Tut's ihr eich denn net ieberdenke, wie dass eire Kinner ein Voter breiche und wie desch ihr uf eiere Johre niemols mehr lerne werd, ein motorcycle zu treibe?"

"Nick", hot der George zurieckgebe, "ich tu kein schoolboy net mehr sein. Ich hob meine Erfohrung und ich weiss, was ich tu. Do schaut's her, do is ein Biechel, was von ein Professor von der motorcycle company geschriebe is. Solles Biechel hen ich mitbekomme, wie ich mein motorcycle gekauft hob. Wer solles Biechel im Sack troge tut und studiere tut, der weiss, wie dass er ein motorcycle treibe tut. Ich hob's gut gestudiert, solles kann ich eich verzähle. Heit tu ich mich vor kein motorcycle net mehr scheue, vonwege weil ich wiesse tu, wie man es treibe muss."

"George, net das Biechel, ober die Erfohrung tut den driver teache. Ich tu an kein Biechel net glaube. Ihr müsst in the first place car treibe verstehe, und nochher erscht könnt ihr lerne, ein motorcycle zu treibe. Ich sog eich: Nie in eiren Leben net werd's die Welt eich uf ein motorcycle fohre sehe", hot der Nick druf geantwort.

Do is der George ober ganz rot im G'sicht worde: "Nick", hot er g'rufe, tut's eine bet mit mir moche. Ich spring gleich h'nieber und hol mein motorcycle. Ihr könn's mit mir uf's motorcycle h'nufhucke und ich werd eich fohre, wo's ihr nur wollt. Ein Gallon Wein is die bet, is das allright mit eich?"

"Allright, ein Gallon Wein, holt's eier motorcycle", hot der Nick gerufe, und der George is h'nieber um sein motorcycle zu hole.

Wie er zurieckkomme is, hot er den Nick gefrogt:

"Wie weit soll ich eich fohre und wie schnell?"

"Vonwege die speed tut's eich kein trouble net moche, George, "hot der Nick zurieckgebe, "eire speed kann net so fiess sein, druf tu ich eine anre bet lege, vonwege weil ich die Erfohrung vom cardrive hob. Und wie weit . . . tun mir mol soge — tun mir mol soge — zwei Meile h'nuf bis zum Isidor seine Farm und zurieck", hot der Nick g'sogt.

"Zwei Meile nur? Solles is ja nix net", hot der George laut gelacht, "solles is ein Hupser fier mein motorcycle. Tut's eine anre road auspicke, solles is ja gornix net."

"Ne, George", hot der Nick zurieckgebe, "wenn's ihr mich do h'nuffiert und zurieck, dann sollt's ihr die Gallon Wein heit obend noch bekomme."

"Allright", hot der George gerufe, "dann h'nuf mit eich uf's Hinnersitz. Mir tun fohre wie mir grod sein, im Hemd und in Hose. In drei Minute sein mir zurieck."

Und do sein sie denn beide h'nuf uf's motorcycle, und ich hob dogestanne und hob gewatscht.

"George", hob ich g'sogt, "tut's ihr so sure sein, desch ihr kein accident anrichte werd?"

"Nur keine Aengste net, Mister, "hot der Nick gerufe, "schaut's do, mein Buch. Do is die ganze theory von das motorcycledrive geschriebe. Und do tut's soge, dass wer die theory kenne tut, der hot auch die praxis in seine Finger, was welle Finger er nur zu moove breicht, und das motorcycle geht."

Wie er solles ge'sogt hot, hot er auch schon sein motorcycle angelasse. Ich kann eich soge, liebe Leit, das motorcycle hot so fiess gebackfired, dass ich von der road gesprunge bin wie ein verschrockenes Kiehkalbl.

"Ha, desch is ein engine, gell?" hot der George noch geschriee, und dann is das motorcycle davon mit eine speed, wie ich in mein Lebe net geglaubt hätt. Ich hob dogestanne, und hob den George und den Nick dohinfohre gewatscht. Wie sie zum Isidor seine Farm komme sein, hob ich gedenkt, wie dass der George jetzten umkehre werd. Er hot's ober net geton, vonwege weil er weiterfohre is. "Der werd halt dem Nick einen guden ride gebe wolle," hen ich bei mir gedenkt, und hob mich hing'huckt, um zu worte, bis dass die zwei zurieckkomme.

Ich hob ober fienf Minute gewortet, zehn Minute, fufzehn und zwanzig Minute, kein motorcycle is ober net zurieckkomme.

Dann bin ich exited worde. "Do is ein accident", hob ich bei mich selbst gesproche. "Die sein uf'n highway losfohre, und uf'n highway hot's nur vier Meile in die Stadt. In die Stadt sein sie net gefohre, vonwege weil sie kein Kiettl und vonwege weil der Nick net eimol seine Schuh uf seine Fiess g'hat hot. Die miesse in der ditsch liege."

In der ditsch sein sie ober doch net gelege. Ich bin ihne noch und hob nochher die ganze story erfohre.

Wie die zwei losgefohre wore und zum Isidor sein Farm komme sind, do uf eimol hot der George ieber den Nick geschriee:

"Nick", hot er geschriee, "tut's mein Biechl aus mein Sack hole. Ich kann net mit meine Hände weg vom motorcycle. Tu's Biechel heraus und tut's ufschloge wo geschriebe steht: How to stop. Ich hob nämlich net nachg'schaut wie dass man stoppe tut."

Wie der Nick solles g'hert hot, is ihm kalt worde. Ihm is schon so kalt uf'n motorcycle gewest, vonwege weil er die speed net hot stände könne. Mit alle zwei Hände hot er sich am motorcycle festgeholle und hot geschriee:

"Ich kann's net schaffe, George, ich muss mich festholle, sonst fall ich h'nunner von eier motorcycle. Tut's Biechel selber finne, und hurry up eh dass ihr mich kaputt schloge tut."

Der Nick hot ober gornet mol net getreid, in sein Sack zu greife. Festgeholle hot er am motorcycle, wie als wenn er angewochse wär."

"Jessas, George, was machen mir dann jetzten", hot der Nick wieder gebriellt, "tut's eier Buch finnen, tut's eier Buch finne, sonsten gibt's ein accident."

"Tut's die balance holte, Nick, ich mein, ich werd's ohne Biechel schoffe, hot der George zurieckgeschriee, und hot mit seine Finger getreid, am motorcycle was zu finne, was das motorcycle stoppe macht. Do hot er ober was mit sein Finger getatscht, was das motorcycle grod wild gemocht hot. Wie ein Ochs, was man mit eine two by four uf die Schunke schloge tut, is das motorcycle uf und davon. Ich kann eich soge, liebe Leit, es is sollermol so viel dust uf'n highway gewest, dass man grod gemeint hot, mir hen ein Staubsturm.

Und der George und der Nick sein dahin, bis ans End vom highway, und hinein in die town, in was welle town die Leit nur so von der street gesprunge sein.

"Jessas, Jessas, George, stopp, stopp," hot der Nick geschriee. Der George ober hot uf'n motorcycle g'huckt und sich festgeholle und geschwitzt wie ein Ross. Die Leit von der town ober hen hinner die beide her geschriee wie wietieg. Eine von die Weibsleit is ober so witiech worde, dass sie ein Stein ufg'hobe und dem Nick grod uf'n Puckel g'worfen hot. Druf is doch der Nick so wild worde, dass er geschriee hot: Help, liebe Leit, help, mir fohre uns kaputt."

Der George ober hot gebriellt: "Do is die Kerch, Nick, seit's still und tut's net kreische. Mir hen kein chance net, das Viech zu stoppe. Mir miesse worte, bis mir das gas ausgefohre hobe. Ich werd do um die Kerch fohre, iemmer um die Kerch, bis dass kein Gas net mehr do is. Wenn mir stoppe, nochher sein mir net so arg weit von unsre Farm fort."

So hot der George geschriee und is uf die Kerch zu. Wie wietieg is das motorcycle um die Kerch rum, eimol, zweimol, dreimol, zehnmol, eine Stund, zwei Stund, drei Stund, iemmer im Kreis herum. Dem George und dem Nick is's ganz dizzy im Kopf worde. Beide hen sie dogehuckt, kein Wort hen sie mehr spreche kenne, ober festgeholle hen sie am motorcycle wie als wenn sie angewochse wäre.

Unnerdessen sein die Leit von der town zusprunge komme.

"Die zwei Luder, die versoffene," hen die Weibsleit geschriee, "wollt's unsre Kerch verunehre? H'nunner mit eich, h'nunner. Mannsleit, tut's die Seifer stoppe und tut's sie verschloge."

So hen die Weibsleit geschriee. Die Mannsleit hen das motorcycle ober net stoppe könne. Seine speed is fies gross gewest. Und vonwege weil keiner von die Mannsleit das Motorcycle kätsche hot kenne, aus soller Ursach hen sie Steine und Holz genomme und hen iemmer druf

geworfe uf den Nick und uf den George."

"Leit, Leit, by golly, help, tut's net Steine werfe, mir kenne das motorcycle net stoppe,'" hot der Nick geschriee, wie er ein poor von die Steine uf'n Kopf hot bekomme. "Leit, help", ging's iemmer weiter, bis dass die Leit verstanne hobe, was mit das motorcycle los gewest is. Do hen die Leit denn g'locht, hen sich um die Kerch rumg'huckt und hen geschriee: "Achtzig mol, einundachzigmol, dreiundachzigmol" usw. Uf course die Bube von der Stadt hen die gresste Freid an sollem motorcycletrip g'hat. Sie sein neben her gesprunge und hen geschriee:

How many miles? What's your speed? Need more gas?"

Wie so die Stunde vier rumgange wore, da hot die speed vom motorcycle nachgelosse, vonwege weil das gas angefange hot auszugehe.

"Habt's noch kein Hunger net?" hot einer von die Mannsleit gerufe, wie der Nick und der George gefohre komme. Und ein anrer hot geschriee: "Get a cowboy, he will get them."

Da is uf eimol das motorcycle gestoppt, und der Nick und der George sein hinunner uf den Bode wie zwei Sack Mehl. Net mehr schnaufe hen sie könne, und bevor dass die Leit mit sie spreche hen könne, hen sie den George und den Nick erscht mit Wasser besprietzt, nochher Wasser trinke mache miesse.

Wie die zwei zu sich komme sein, is der Nick gleich wieder uf das Jammre und Lamentiere komme.

"Leit", hot er g'rufe, "tut's mich verschloge, tut's mich kaputt moche, ober ich sog bei meine Ehrlichkeit: Ich bin net b'soffe. Das motorcycle, das ludrische, das hot uns getriebe wie der Teifel, iemmer um die Kerch rum, iemmer um die Kerch rum."

Die Leit ober, besondersch die Weibsleit, die hen geschiempfet und hen dem George und dem Nick die Feist unner die Nas geholle, bis dass der George und der Nick ufgestanne sein und hamgelaufe. Sie hen das motorcycle die vier Meile ham gepuscht, vonwege weil sie sich net mehr getraut hen, uf solles motorcycle h'nufzuhucke. Der George hot sein motorcycle noch in der selbige Woch in der Stadt verkauft, und beide hen sie einanner ein Gallon Wein geschenkt, was wellen Wein sie nochher getrunke hen. Ich ober muss eich soge: Tut's net zu steilisch werde, liebe Leit. Und tut's net prahle mit eich und zu die Leit soge: Ich kann das, ich kann solles. Im Katechismus tun mir von eine Tugend lese, was Bescheidenheit heisse tut. Tun mir solle Tugend practise, und mir werde es gut uf Erde hobe.

Mit solle Lehr griesst eich

Der Schusterseppel.



Unsere Presse hat einen neuen Pater bekommen. Pater Johannes Peters O.M.I. erhielt vom hochw. Pater J. Boekenfoehr O.M.I., dem Provinzial der St. Marienprovinz, den Auftrag, von jetzt ab am St. Marienboten und an der Verwaltung der Marienbotendruckerei mitzuarbeiten.

Pater J. Peters O.M.I. wurde im Juni 1942 in unserem Priesterseminar zu Battleford zum Priester geweiht. Dieses Jahr beendete P. Peters O.M.I. seine Studien und kam dann sofort nach Regina, um mit seiner katholischen Pressearbeit zu beginnen. Pater Peters O.M.I. ist kein Neuling in der Druckereiarbeit. Bevor er sich zum Priesterberuf entschloss, war er selbst Drucker gewesen. Vor elf Jahren druckte er die ersten Ausgaben unseres St. Marienboten. Damals dachte er noch garnicht daran, dass er einst als Priester am St. Marienboten mitarbeiten werde. Der Herrgott aber führte ihn dorthin, wo er ihn haben wollte, und heute arbeitet Pater Peters nach sieben Jahren Unterbrechung wieder in einer Druckerei, und zwar als Pressepater in einem katholischen Pressewerk. Wir wünschen ihm Gottes reichsten Segen.

Ganz freudlos geht kein Mensch durch diese Welt,
Wie wenige dauernd glücklich auch zu preisen.
Selbst wer kein Erdenglück für möglich hält,
Hat seine Freude dran, dies zu beweisen.

Friedrich von Bodenstedt.

Was kein Ohr vernahm, was die Augen nich sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draussen, da sucht es der Tor!
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Schiller.

Das Leben wird gegen Abend wie die Träume gegen Morgen immer klarer und geordneter, und das ist eine wahre Wohltat. K. Weber.

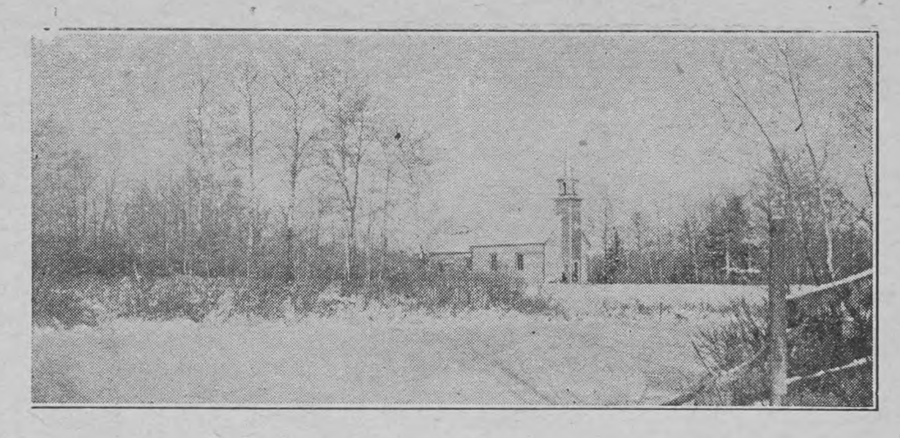
Kurz ist das Leben und kürzer die Jugend, am kürzesten aber sind die Momente des Glücks, die das Schicksal uns gönnt zu geniessen.

Die Natur bedarf keiner Erläuterung; um sie zu verstehen, genügt ein offener Blick und ein empfängliches Herz. Karl Detlef.

Indianer-Leben

Vom Reiseonkel

(Fortsetzung)



Flussfahrt. — Zwei Indianerburschen stehen am "Lake" beim "Canoe" und schauen verwundert auf den fremden Mann, der da neben ihrem Indianerpater herschreitet. "Jungens, der Pater fährt mit." Pater? Ja, der hat doch keinen Schwarzrock, wie kann der ein Pater sein? Unser lieber Missionar muss die Jungens aufklären über die sonderbare Sitte der Weissen, wo die Priester in kurzen Rockschössen einherlaufen und doch richtige "Patres" sind. Der Indianer hat seinen Priester seit 80 Jahren nie anders gesehen als im schwarzen Rock, und kann ihn sich gar nicht anders denken. Die Burschen denken wohl: Es sind halt Weisse, und die sind noch nicht richtig katholisch; sie sagen aber nichts, und der Reiseonkel schämt sich so ein ganz klein wenig.

Es geht schon gegen Abend, und heute will man nur über den "Lake", 30 Meilen, am andern Ende des Lakes wird "gecampt" für die Nacht. Es fährt sich ganz schön hinüber, wie auf irgend einem "zivilisierten" Lake. Der Reiseonkel ist enttäuscht, der Missionar sagt nur: "Warte nur bis morgen". Am andern Ufer wird ausgepackt, Bald ist die ganze Ladung auf dem Trockenen, die Buben sitzen um ihr Indianerfeuer und kochen, der Pater schlägt das Zelt auf. Abendessen: Brot, Speck und schwarzer Tee, aus blechernem Geschirr, aber es schmeckt. Dann werden alle Kisten und Kasten ins Zelt verstaut, nur in der Mitte ein enger Platz für den Schlafsack des Reiseonkels; ein kurzes Nachtgebet, die Buben nehmen jeder eine Decke und verschwinden im Busch; der Missionar nimmt auch eine Decke. "A, Pater, schlaft ihr nicht im Zelt?" "Jetzt, im hellen Sommen? das wär' ja Sünde", und er wickelt sich in seine Decke ein und legt sich zwischen die nächsten Felsen auf den Sandboden. Der Reiseonkel muss halt allein in seinen Schlafsack, wo man oben hineinkriecht und unter nicht hinauskann; die Schlafmütze über die Ohren wie zu Grossvaters Zeiten, und bald ist "Ruhe über allen Wipfeln".

Doch nicht lange: um drei Uhr ist die Sonne schon hoch und der Schwarzrock steht vor dem Eingang des Zeltes. Nun, in Gottes Namen, man ist wohl etwas steif vom harten Liegen, aber das gehört ja zum Indianerleben. Wir lesen die heilige Messe im Zelt, dann ein kurzes Frühstück, und man macht sich fertig für die "Flussreise". Das Fertigmachen ist nun nicht so einfach. Es heisst da: An zehn schwere Kisten, Gasolin, Zelt, zwei Patres und die Jungens in das leichte "Canoe" verpacken, genau nach Mass und Gewicht, das alles genau stimmt, sonst kippt alles um in der nächsten Stromschnelle. Ein Pfund zuviel rechts oder links, und die "Katastrophe" ist da. In der Mittes des Canoes, auf dem Boden, wird mit Zelt und Decken eine solide Grundlage aufgebaut für das "Schwergewicht", und dahin kommen die zwei Patres, der dünne etwas mehr links, der Reiseonkel mehr in die Mitte, dass es kein Uebergewicht giebt. Vorne und hinten die beiden Burschen, bewegungslos wie Statuen. Aber beide haben Arbeit. Der Fluss ist nicht breit, aber reissend, jede Welle, jeder Stein muss beobachtet werden, Der Steuermann schaut scharf auf den Vordermann, der mit einer kurzen Handbewegung die Richtung angiebt, ohne einen Augenblick vom Flusslaufe aufzuschauen. Und so geht es in Gottes Namen den reissenden "Kississing-Fluss" hinab in die Wildniss hinein. Missionar und Reiseonkel beten ihr Brevier, und unterhalten sich dann über Freuden und Leiden des canadischen Priesterlebens. Jeder kommt aus einer anderen Welt, und doch: weiss und rot, Wildniss und Zivilisation, alles ist eins im grossen Gottesgedanken, und man versteht sich.

Ein kurzes Zeichen vom Vordermann. Das Canoe dreht sich scharf, und liegt am Ufer, an einem kleinen von der Regierung angelegten Landungsplatz. Vor uns hören wir das Rauschen einer Stromschnelle, und es muss "Portage" gemacht werden. Man leert das Canoe. Jetzt erst bemerkt man, dass alle Kisten und Pakete dieselbe Form und Grösse haben, und sieht bald warum. Die Jungens bringen grosse "Hundegeschirre" herbei, und packen eine Kiste nach der andern zusammen wie wir als Buben unsere Schulbücher verpackt haben. Aber wie das tragen? Der Pater, im langen Rock, wie im-

mer, dreht den Kisten den Rükken und kniet sich nieder. Am vorderen Ende des "Geschirrs" ist ein breiter "Stirnriemen", den legt er sich vor die Stirne, erhebt sich, und schon liegen ihm drei mächtige Pakete auf dem gekrümmten Rücken. "Aber Pater, das packt ihr doch nicht?" Der Pater lacht nur: so haben 80 Jahre lang Bischöfe und Missionare ihre Reiselast getragen, und lange Meilen weit. Nehmt bitte das (5 Gallonen) Gasolinfass und stellt es mir ober drauf. Der Reiseonkel schaut sich um: Da stehn auch die beiden Indianerbuben, jeder grade so geladen. Stille nimmt er sein Reiseköfferchen in die Hand und folgt der Prozession. Ein schmaler Pfad, über Stock und Stein, umgeht die Stromschnellen, machmal einige hundert Schritte, manchmal ein bis zwei Meilen weit. Schwitzend kommen die Träger an den Fuss der Stromschnelle. Die beiden Burschen eilen wieder zurück, und bald sieht man das Canoe, umgekehrt, vierfüssig daher gewackelt kommen, die Burschen schlüpfen darunter heraus und im Nu ist alles zur Weiterreise gerichtet. Auf der Weiterreise haben wir noch sieben Mal "Portage" machen müssen, manchmal länger, manchmal kürzer, aber immer unangenehm. Aber der Reiseonkel hat etwas neues vom alten canadischen Leben gelernt, und wenn er auf der Landkarte Namen liesst wie "Portage du Rat," "Prairie Portage", etc., dann kann er sich vorstellen, wie da einmal geschwitzt worden ist.

Und so geht die Fahrt weiter, flussabwärts, den ganzen Tag. Gegen Abend weitet sich das Tal, die Ufer verschwinden, nichts wie Inseln, eine nach der andern, dass man sich wundert, wie die Indianer ihren Weg so sicher dazwischen durch finden können. Wir sind, ohne es zu merken, im Churchill-Fluss gelandet. Aber das ist kein Fluss mehr, eher ein tausend Meilen langer Lake. Wo wir sind, muss er über 30 Meilen breit sein, ganz voll von Inseln in allen Grössen. Unser Weg geht jetzt flussaufwärts bis zur Mission.

Nur ein kleines Erlebnis noch von der Reise. Auf einer der "Portages" trafen wir einen alten Trapper, der mutterseelenallein durch die Wildniss zog. Er war sonst nichts besonderes, aber er hatte grade einen kleinen Bär erlegt und war daran, Bären-"steaks" zu braten. Freundlich lud er uns ein, mitzuhelfen. Für sein Leben gerne hätte der Reiseonkel einmal "Bär" gegessen, wenigstens im wissenschaftlichen Interesse, aber es war Freitag, der Missionar schaute so ascetisch aus, und da wagte man gar nicht, die Frage weiter zu berühren. Zur Belohnung fing man dann noch einen Fisch zum Abendessen am Fusse einer Stromschnelle, der "indianisch" unter der Asche des Camp-Feuers gebacken wurde, mit Haut und Haaren, so wie er ist, damit er frisch bleibt, wie der Missionar erklärt. Dann noch eine lange Fahrt, bis elf Uhr Abends, und da sehen wir im Mondschein die Gebäude der "Mission" vor uns liegen. Was weiter kommt, erzählen wir nächsten Monat.

. . . Monatsheilige . . .

Am 21. Juli ist das Gedächtnis des hl. Arbogast. Noch jung an Jahren zog er sich in den Wald bei Hagenau im Elsass als Einsiedler zurück. Vom König Dagobert wurde er auf den Bischofsstuhl von Strassburg berufen. Den Sohn des Königs, der auf der Eberjagd verunglückt war, heilte er durch Gebet und Fasten. Er starb 678 and wird heute noch als Patron von Strassburg verehrt.

Am 23. Juli feiert das Erzbistum Paderborn das Fest des hl. Liborius. Er war ein Zeitgenosse und Freund des hl. Martinus. 49 Jahre lang war er Bischof von Le Mans im Frankenland. Er starb um 397. Im Jahre 836 nach der Unterwerfung der heidnischen Sachsen kamen seine Reliquien nach Paderborn, dem neuen Mittelpunkt der sächsischen Kirche.

Am 24. Juli ist das Gedächtnis der hl. Gerburg, die als Aebtissin von Gandersheim um die Mitte des 9. Jahrhunderts starb, und der hl. Siglinde (oder Sigolina), die als Aebtissin eines Frauenklosters, das ihr Vater gestiftet hatte, um 750 in Südfrankreich starb.

Am 25. Juli wird in Trier der hl. Glodesindis gedacht. Glodesindis oder Chlodsinde war die Tochter eines fränkischen Adeligen. Sie widersetzte sich mehrmals einer Verlobung, bis der Vater sie ins Kloster zu Metz gehen liess. Als Aebtissin starb sie dort um 610. — Am 25. Juli ist auch das Gedächtnis des hl. Magnerich. Er war Bischof von Trier und zeichnete sich besonders als Vater der Armen und Beschützer der Verfolgten aus. Der Dichter-Bischof Venantius Fortunatus war sein Freund. Sein Tod fällt ins Jahr 596.

Am 27. Juli ist das Fest des hl. Berthold, der besonders in den Diözesen Passau und Linz verehrt wird. Er stammte aus Niederbayern aus gräflichem Geschlecht. Zunächst war er Mönch in St. Blasien im Schwarzwald, später Abt des Klosters Garsten in Oberösterreich. Er starb 1142.

Es hat so kommen muessen

Von Hermann Weber

Peter Heimann, der Bauer vom Birkenhofe, liess die Hand schwer auf die Tischplatte niederfallen.

"Nichts da — ich lasse mir nicht immer dreinreden!" rief er mit zornrotem Gesicht. "Soll ich mich denn mit meinen vierzig Jahren immer noch wie ein Kind behandeln lassen? — Wer hat hier zu befehlen — der Vater oder ich?"

"Aber sei doch verständig, Peter; der Vater meint es doch gewiss nicht böse!"

"Freilich, freilich, — aber du musst doch einsehen, Frau, wie mich das ärgert, wenn er so zwischen den Knechten steht und kommandiert, — grad, als wenn ich überhaupt nicht da wäre! Und alle hören sie auf ihn, sogar unser Sohn, der Peter, der am liebsten Tag und Nacht bei dem Grossvater sein möchte." —

Es wurde still in der rauchgeschwärzten niedrigen Stube. Der Bauer war zum Fenster getreten und starrte mit finsterem Ausdruck in den Hof hinaus, während seine Gattin ihn furchtsam betrachtete.

So ging es nun schon monatelang.

Der alte Heitmann hatte seinem erstgeborenen Sohne den Hof übertragen, wie es Sitte war in der Familie; aber die Aufsicht über das Anwesen wollte sich der Greis augenscheinlich nicht aus den Händen nehmen lassen.

Von früh bis spät war der körperlich rüstige Mann auf den Beinen, ordnete an, griff auch selbst mit zu, und wachte ängstlich darüber, dass auch weiterhin alles so geschah wie er es ein Menschenleben hindurch gewohnt war. Und immer finsterer musterte der Sohn den arbeitsgebeugten, nimmermüden Vater, immer heftiger wurden seine Reden und Zornausbrüche.

Die Bäuerin, eine stille, gute Frau, vermittelte und besänftigte, so gut sie konnte.

Sie fühlte ja deutlich, dass es nur die Sorge um das weitere Gedeihen des Gutes war, die den Greis nicht zur Ruhe kommen liess, — doch ihr Gatte teilte diese Meinung nicht.

Der Bauer glaubte sich zurückgesetzt und in seinem Ansehen geschädigt und gab seinen Gedanken auch unverhohlen Ausdruck.

"Der Vater traut mir nicht zu, den Hof zu verwalten, — ich bin in seinen Augen nicht mehr wie ein Knecht!" sagte er oft. Und eines Tages kam der finstere Groll, den er gegen den alten Mann führte, zum wilden Ausdruck.

In seinem Jähzorn alles vergessend, stand der Sohn dem Vater gegenüber und keuchte erbittert, er sei hier der Herr, und niemand ausser ihm habe auf dem Hof zu befehlen,—und wenn sich die Bäuerin nicht zwischen den Gatten und den Schwiegervater gestellt und weinend um Eintracht gebeten hätte, Gott möchte wissen, was noch geschehen wäre!

Der alte Heitmann hatte kein Wort erwidert, als die harten Zornesworte des Sohnes auf ihn niederfielen; aber totenbleich war er geworden und ein Ausdruck solch tiefen Kummers war in seine Augen getreten, dass der verblendete Sohn verstummte.

Zwei Tage hindurch blieb ein Platz im gemeinsamen Wohnzimmer leer; und als der Greis dann, krank und verfallen aussehend, wieder zum Vorschein kam, da erklärte er dem Sohne, dass er am folgenden Tage das Haus verlassen und irgendwo bei anderen Kindern ein Unterkommen suchen würde.

Als der Bauer diese Worte vernahm, war er zuerst betroffen zurückgetreten und es hatte den Anschein, als ob das bessere Gefühl in seiner Brust sich siegreich hervorgdrängen wolle; doch dann hat er gleichmütig die Schultern gezuckt.

"Wie du willst, Vater," hatte er trotzig geantwortet. — "Es treibt dich niemand hier vom Hofe, aber du musst doch selber einsehen, dass nur einer hier regieren kann."

"Hast recht, Peter! — Es ist auch ganz in Ordnung, dass du mir zeigst, wer hier der Jüngere und Stärkere ist. Doch nicht regieren hab' ich wollen; was ich tat, geschah nur, um unser Eigentum zusammenzuhalten, und zu vermehren ... Und dass einmal die Zeit kommen würde, wo ich hier überflüssig sein und vom Hof gehen würde, — das ist mir schon angekündigt worden, damals, als ich meinen Vater —"

Der Greis hatte den Satz nicht vollendet.

In tiefe Erinnerung versunken hatte er vor sich hingenickt und nicht mehr auf seinen Sohn geachtet, der sich die letzten Worte des Vaters nicht erklären konnte.

Am folgenden Morgen, als die Sonne soeben aufgegangen war und allenthalben noch tiefe Stille herrschte, trat der alte Heitmann schon angekleidet auf den Hof hinaus.

Seine Gesichtszüge erschienen schmäler und seine Gestalt war ein wenig gebeugter als sonst; aber auch nicht eine Spur jener Erbitterung, die das Herz des Mannes nach menschlichem Ermessen hätte bewegen müssen, prägte sich in seinen Blikken aus. Still und gefasst schien der Greis das Unabänderliche auf sich nehmen zu wollen.

Die Pferde klirrten an der Kette und wandten die Köpfe, als Heitmann langsam durch die Ställe schritt und den Tieren wie abschiednehmend die Mähne klopfte. Dann betrat er den Weg, der auf die Felder hinausführte.

Wohl eine Stunde lang wanderte der Alte dahin mit prüfenden Blicken die jungen Saaten musternd und dann zufrieden vor sich hinnickend.

Als er dann auf dem Hofe wieder anlangte, fand er Knechte und Mägde schon in voller Tätigkeit und seinen Sohn mitten unter ihnen.

Im Wohnzimmer sass mit verweinten Augen die Bäuerin. Der Greis klopfte ihr leise auf die Schulter und schritt dann in seine Kammer, wo er einige kleine Sachen, die er mitzunehmen gedachte, auf ein ausgebreitetes Zeugstück legte.

Wohl zitterten ihm die Finger, als er die Enden des Tuches zusammenknüpfte und nun das fertige Bündel in der Hand hielt; und noch einmal schaute er ernst und still in dem Raum umher, den er seit der Heirat seines Sohnes bewohnte,—dann aber streckte sich seine Gestalt, und festen Schrittes kehrte er in das Wohnzimmer zurück.

Hier hatte sich inzwischen sein Sohn, den vierjährigen Peter auf den Knien, am Tische niedergelassen.

Als der Knabe den alten Mann mit Bündel und Stock in der Hand erblickte, sprang er eilfertig hinzu.

"Willst du auf Reisen gehen, Grossvater? Darf ich mitkommen?'" fragte er bittend.

"Heute nicht, Kind, — heute muss ich allein auf den Weg!"

"Aber du kommst doch bald wieder, Grossvater, gelt?" drängte kindlich besorgten Tones der Knabe.

Der Alte schob ihn leise beiseite.

"Bleib' nur recht brav, Peter," antwortete er ausweichend und tiefer wie sonst atmend.

Dann wandte er sich an seinen Sohn.

"Bis an den Kreuzweg, wo unser Hof zu Ende ist, wirst du mich begleiten", sagte er ernst und bestimmt.—"Ich habe noch mit dir zu reden."

Er wandte sich zur Tür. Die Bäuerin schluchzte aufs neue und der Knabe fasste ängstlich die Hand des Grossvaters, — doch der Alte machte sich frei und schritt hinaus. Ihm auf dem Fusse folgte mit mürrischem, unzufriedenem Gesicht sein Sohn.

Ohne ein Wort zu sagen legten sie den Weg zurück.

Als sie die Grenze des Hofes erreicht hatten, jene Stelle, wo die Wege sich kreuzten, hielt der Greis seine Schritte an. Er warf einen langen Blick zurück, dann reichte er dem Sohne die Hand hin.

"Gott befohlen, Peter!" sagte er ohne Bitterkeit. "Ich will dir nicht zürnen, denn es hat ja alles so kommen müssen,—schon um der ewigen Gerechtigkeit willen! . . . Ich hab' nämlich schon einmal hier gestanden, vor ungefähr dreissig Jahren,—kannst du dir denken, wenn ich damals bis an den Kreuzweg führte?"

Der Bauer zuckte zusammen und wurde bleich.

Seine Brust hob sich, als wollte er eine bange Frage hervorstammeln; doch kein Laut kam über seine Lippen.

Der Greis heftete die Blicke still forschend auf ihn.

"Sprich nur aus, was du denkst", sagte er dann leise und sinnend — "ja, es war mein Vater, den ich damals bis an die Grenze des Hofes führte! . . . Heute stehe ich an seiner Stelle, — ich hab' es nicht besser verdient, denn alle Schuld rächt sich auf Erden! . . . Und nun will ich gehen, Peter; Gott beschütze euch!"

"Vater —", der Bauer taumelte, als ob sich vor seinen Augen plötzlich ein Abgrund geöffnet hätte.

Was war hier geschehen? Sein Herzschlag wollte stocken in Furcht und Not. Und wie ein Donnerwort, sein Innerstes aufrüttelnd, widerhallte es in seinen Ohren:

"Alle Schuld rächt sich auf Erden!"

Würde auch für ihn die Stunde schlagen, wo sein Sohn ihn an die Grenze des Hofes führte?

Würde auch er einst die alte Scholle verlassen und in der fremden Welt ein Unterkommen suchen müssen? . . .

Diese Möglichkeit wagte der Mann nicht auszudenken.

Wie ein Blitzstrahl, der ihm die fernste Zukunft enthüllte, durchzuckte ihn die Erkenntnis seiner Schuld.

In tiefster Seele getroffen streckte er dem Vater die Hand hin.

"O Vater — geh' nicht fort—ich wusste nicht, was ich tat!" stammelte er in aufrichtiger Reue. "Verzeih' mir und bleib' bei uns Vater. Was mir gehört, soll auch dir gehören, — nur komm fort von dieser unseligen Stelle!"

Zitternd, den Widerschein unaussprechlichen Glücksgefühls in den Augen, ergriff der Greis die Hand des Sohnes. Dann schlugen sie hastig, um nicht aufs neue die dunklen Schatten heraufzubeschwören, den Rückweg ein.

Sie wussten beide, dass sie sich von nun an gegenseitig helfen und unterstützen, dass sie die schweren Augenblicke am Kreuzweg nie vergessen würden.

"Wo diese Hauskapelle fehlt..."

Wo das Herz der Hausfrau nicht wie eine stille, heilige Kapelle, drinnen dem ewigen, lebendigen Gott die heilige Flamme der Gottesliebe als Ewige Lampe Tag und Nacht lodert und leuchtet, in der es jedem Bewohner des Hauses, jedem Mitglied der Familie heiliger, andächtiger zumute ist, in der der ewige Friede gleichsam wohnt, ein besonders begnadeter Ort, wohin der Sturm des Lebens, der Streit der Leidenschaften niemals dringt — ich sage, wo diese Hauskapelle fehlt, zerstört oder entweiht ist, dort fröstelt es uns mitten im Sommer, dort fehlt etwas Wesentliches, was, weil wir es im Grunde nicht missen wollen noch mögen, uns nach und nach das ganze Haus verleidet.

Der grosse Loesepreis

Den Monat Juli hat die Kirche der Verehrung des kostbaren Blutes Jesu Christi gewidmet. Dieses göttliche Blut ist das Werkzeug unserer Erlösung, das eigentliche Lösegeld der Welt. Mit anderen Worten: der Heiland hat die Sündenschuld der Welt mit seinem kostbaren Blute bezahlt. Darum die Worte des hl. Petrus: "Ihr wisset, dass ihr nicht mit vergänglichem Gold und Silber erlöst seid . . ., sondern mit dem kostbaren Blute Christi."

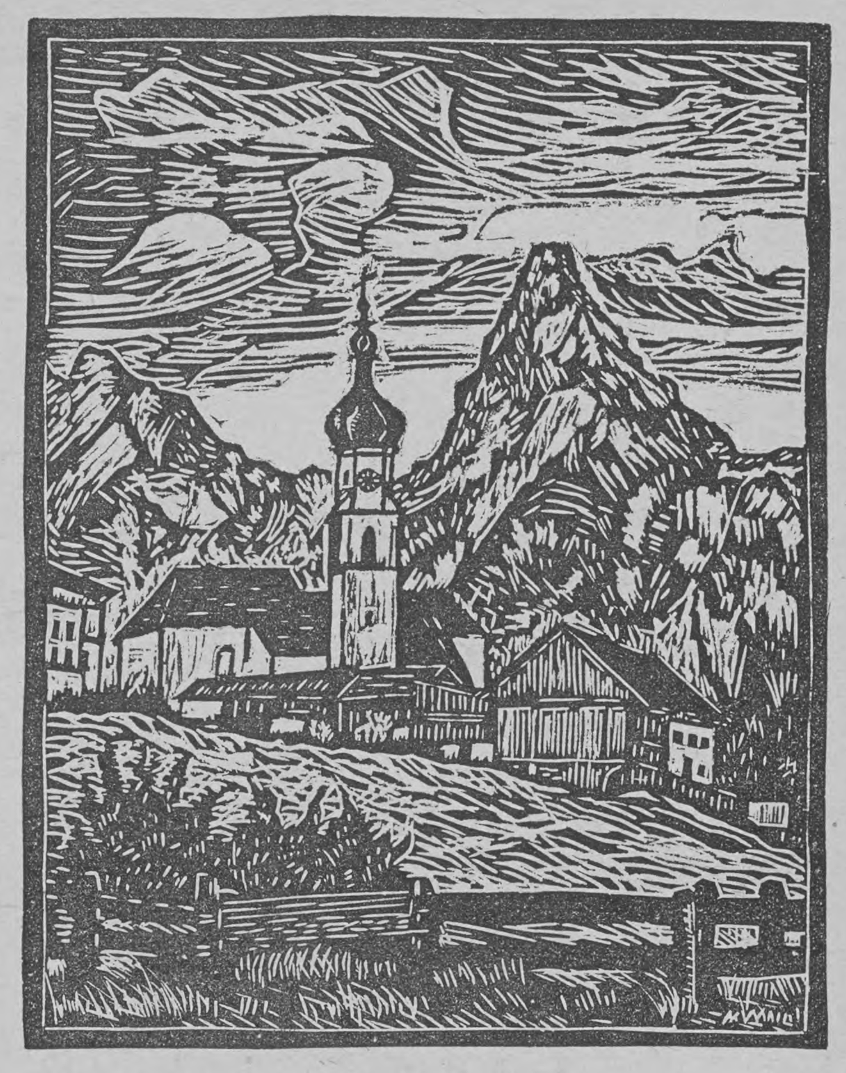
Ein Tropfen dieses heiligsten Blutes hätte genügt, um die Sünden der ganzen Welt zu sühnen, aber der Heiland hat in seiner unendlichen Liebe sein heiligstes Blut bis zum letzten Tropfen für uns vergiessen wollen. Bewahren wir diesen grossen Beweis göttlicher Barmherzigkeit stets in unserem Gedächtnis: es ist sehr geeignet, uns stets tröstliches Vertrauen einzuflössen.

Eine grosse Sünderin lag auf dem Krankenbett; in Wien war es in einem grossen Krankenhaus. Die Pflegeschwester gab sich alle Mühe, die öffentliche Sünderin zur Ablegung einer guten Beicht zu bewegen, jedoch vergebens. Die Kranke glaubte sich von Gott verstossen. Ueberall, wo sie hinblickte, sah sie Sünde und Sünde. Was hatte die Weltlust ihr eingebracht? Unzählige Enttäuschungen, Bitterkeiten, Gewissensbisse. "Was hilft es mir, wenn ich beichte," sagte sie, "mir kann der gerechte Gott nicht verzeihen, ich habe nichts Gutes aufzuweisen! Wie kann ich auf Verzeihung rechnen?"

Der Zustand der Kranken wird immer bedenklicher, das Krankenbett schien zum Sterbebett zu werden. Man benachrichtigte den Priester. Er kam und fand die Kranke in verzweifeltem Zustand. "Bereuen Sie Ihre Sünden?" frug er teilnahmsvoll. — "O ja," sprach sie "aber meine Reue kommt zu spät." Ein tiefes Mitleid mit der verzweifelten Kranken erfüllte das Herz des Priesters. In eindringlichen Worten wies er auf die unendlichen Erweise der göttlichen Barmherzigkeit. Nicht einen einzigen Sünder, der Reue hatte, habe der Heiland zurückgewiesen. Selbst dem Schächer am Kreuz habe er das Paradies geöffnet. "Darf ich Ihnen nun Ihre Beichte abnehmen?" fragte er liebevoll. Sie war damit einverstanden. Sie beichtete, so gut sie konnte, der Beichtvater war ihr behilflich. Danach empfing sie die heilige Kommunion und zuletzt die heilige Oelung. Der Priester entfernte sich. Alles also in Ordnung.

Als er jedoch am nächsten Tage wiederkam, fand er die Kranke aufs neue von ihren verzweifelnden Gedanken gequält. Der Friede schien immer noch nicht bei ihr eingekehrt zu sein. Wiederum bemühte sich der Priester, zu beruhigen, zu trösten. Es wollte ihm nicht recht gelingen. Da blickte er auf zu dem kleinen Kruzifix, das über der Bettwand der Kranken hing, nahm es herunter und legte es der Sterbenskranken in die Hände. Dann sagte er: "Hier

Fortsetzung auf Seite 19.



Sonntag

. . . Von Stufe zu Stufe . . .

Einer der redegewaltigsten Prediger hielt in einer Fabrikstadt eine Mission. In ergreifender Weise hatte er das entsetzliche Los des Trinkers und seiner Familie geschildert, da meldete sich am Abend ein Mann, der ihn zu sprechen wünschte.

Es war eine starke, kräftige Gestalt, der Blick zeigte Feuer und Zeichen geistiger Begabung. Doch seine Augen lagen unheimlich tief im Kopfe, sein Gesicht war fast wie das eines Greises, obgleich er noch jung sein musste. Er war schlecht gekleidet, es regnete, und er hatte nur Reste von Schuhen an seinen Füssen.

"Ich muss Ihnen meine Geschichte sagen", begann er. "Ich weiss nicht, ob es noch Hoffnung für mich gibt, aber ich habe Ihre Predigt gehört und muss mich mit Ihnen aussprechen; mein Herz ist zum Zerspringen voll."

Was erzählte er? Durch Fleiss und Geschicklichkeit hatte er in wenigen Jahren ein Vermögen von 400,000 Mark erworben. Die Vorsehung hatte ihm ein Weib geschenkt, das jung, brav und schön war und mit ihr vereint hatte er ein glückliches Heim gegründet. Zwei Söhne und eine Tochter wurden ihm geschenkt.

Da kam das Unglück.

"Ich wurde", erzählte der Mann, "allmählich ein Trinker. Ich vernachlässigte mein Geschäft, so dass bald alles zugrunde ging. Meine Frau, die die Armut vor der Türe sah, härmte sich ab, wurde krank und starb. Ich sass an ihrem Bett, als sie verschied, und war betrunken. Ich trank weiter."

"Was ist aus Ihren Söhnen geworden?" unterbrach ich ihn.

"Ach Gott! sie waren damals noch Kinder. Der eine ist nunmehr 18 Jahre alt; sie sitzen beide als Diebe im Gefängnis.

"Und die Tochter?"

"Das Kind hatte ich in einer Schule untergebracht, sie wurde brav erzogen. Als sie 16 Jahre alt war, kam sie zu mir, ein liebes, gutes Mädchen. Sie war mir der einzige Trost, aber ich war immer betrunken.

"Nun, was ist aus ihr geworden?" fiel ich ein.

Er sah mich an. "Sie fragen, was aus ihr geworden ist?" schrie er auf einmal. Wie vom Pfeil getroffen lag er plötzlich zu meinen Füssen: "Gott im Himmel! Sie ist nachts auf der Strasse und eine Dirne . . .!"

Im Nu erhob er sich und — wie von Furien gepeitscht — eilte er hinweg. — — —

Wäre er noch zu retten gewesen? — O ja, ganz gewiss, wenn edle Menschen ihm zur rechten Zeit den rechten Weg gezeigt hätten! Brechen wir nicht den Stab über einen unglücklichen Mitbruder, der sich selbst vielleicht mit bittersten Selbstvorwürfen peinigt, aber noch nicht die Kraft fühlt, die Ketten der Leidenschaft zu zerbrechen. — O. im Herzen selbst des verkommensten Trunkenboldes glüht oft noch ein Funke früherer Güte und Liebe. Lösche um Gottes willen diesen Funken nicht aus dadurch, dass du den Armen in eisiger Härte mit dem Fusse trittst — ihn schonungslos schiltst und verdammst — nein, reiche ihm erbarmend die Hand und zieh ihn empor: du fachst durch deine Liebe vielleicht den erloschenen Funken wieder an zu heller Glut!

Gottlob! wir zählen in unserm Lande heute viele Tausende geretteter Trinker — wie manches Auge ist dadurch trocken, wie manches Herz froh, wie manches Heim wieder warm gemacht worden — und alle sind gerettet worden nur dadurch, dass mitleidvolle Menschen ihnen Vertrauen entgegengebracht und durch das Beispiel der Enthaltsamkeit den Weg zur Rettung gezeigt haben.

Mahnende Worte

Im Amtsgericht Volkach bei Würzburg ist in dem Raum, wo Eltern und Kinder als feindliche Parteien in Sachen "Gutsübergabe" streiten, die Mahnung angeschlagen:

Merk es dir, ergrauter Vater,
Sag es auch dem Mütterlein:
Soll der spätere Lebensabend
Ohne Nahrungssorgen sein,
Gib du die erworbnen Güter
Nicht zu früh an Kinder ab,
Sonst wirst du zu ihrem Sklaven
Und sie wünschen dich ins Grab.
Wer besitzt, den wird man achten,
Kinderdank ist Seltenheit,
Brot zu betteln heisst: "Verschmachten",
Brot zu geben: "Seligkeit".

Mutterliebe uebers Grab hinaus

In einer Pfarrei im Bayrischen Wald starb eine junge Mutter im Alter von 38 Jahren. Ueber ein Jahr musste sie im Krankenbett liegen und viel leiden. Vor ihrem Tod schrieb sie ihren Kindern — fünf hat sie gehabt — noch folgenden, tief ergreifenden Brief:

Im Krankenbett, Feb. 1934.

Meine lieben Kinder, besonders meine lieben Kleinen!

Mühe und Sorge und Kummer ums Dasein fesselte mich an ein langes Krankenbett und da ich fühle, dass ich vieleicht bald in die ewige Heimat abberufen werde und euch allein zurücklassen muss, so sollt ihr vor allem wissen, dass ihr deswegen nicht verlassen seid; denn ich empfehle euch wieder dem Schutz der Gottesmutter Maria und mein unbegrenztes Vertrauen zur Mutter des Erlösers sichert meinen sterbenden Mutterherzen Ruhe. Denn sie hat noch niemand verlassen, der seine Zuflucht zu ihr nahm. Unter ihrem mächtigen Schutzmantel wandelt ihr alle geborgen unserer ewigen Bestimmung zu. Ihr Kinder, ich bitte euch: Verachtet nicht die Mahnungen eurer sterbenden Mutter, wenn auch später der Leichtsinn der Jugend und der Ernst des Lebens an euch herantritt. Ich würde euch, wenn ich weiter unter euch sein könnte, nichts anderes zurufen als das eine: Bewahrt euch den kindlichen, frommen Glauben eurer Jugendzeit!

Vergesst besonders, ihr lieben Buben, das Beten nicht und gewöhnt euch das hässliche Fluchen nicht an! Haltet heilig den Sonntag und haltet eueren Vater in Ehren! Betet, dass Gott ihn euch recht lange erhält. Bewahrt euch besonders die kindlich frohe Unschuld eueres Herzens! Nur wenn ihr anständige Menschen bleibt, seid ihr von Gott und den Menschen geachtet und die Hauptsache ist: wir dürfen uns dann einmal ewig mitsammen freuen, was ja mein und euer Trost sein wird. Um eins bitt' ich euch noch, hadert nicht mit Gott, weil er euch euere Mutter so früh genommen hat, sondern beten wir demütig: "Herr, dein Wille gescheh', tut's auch noch so weh!" Und du mein lieber Mann, tu auch du nicht verzagen! Sei du jetzt meinen Kindern Mutter! Ihr zwei grösseren Kinder, helft dem Vater das Kreuz tragen! Helft ihm die kleineren Geschwister erziehen! Der Segen des Himmels wird es euch lohnen. Ich werde in der Ewigkeit für euch bitten; vergesst auch mich nicht im Gebet und es freut sich auf ein ewiges Wiedersehen

Euere Mutter.

Wir Bettler

Von Hermann Weber.

Wir alle stehn als Bettler vor
Des lieben Gottes Gnadentor,
Wir Grossen und wir Kleinen
In Kron' und Mütze, Helm und Hut;
Wir heischen Schenkung und Tribut
Mit Pochen und mit Weinen.

Und jeder hat das grösste Recht!
Ob Fürst, ob Lump, Herr oder Knecht,
Wir strecken aus die Hände;
Mit Murren, unter Lärm und Zank,
Empfangen wir, meist ohne Dank,
Tagtäglich Spend' auf Spende.

Was Gott uns gibt aus reiner Huld,
Das däucht uns auf verjährte Schuld
Abschläglich nur entrichtet:
Denn wir, Halbgötter von Beruf,
Wir sind doch Wir, und der uns schuf,
Der ist uns auch verpflichtet.

Doch sagt zu unverständ'gem Schrei'n
Der milde Vater liebreich nein,
Dann folgt ein kläglich Toben!
Ging' alles uns nach Wunsch und Wahn,
Wir hätten längst aus ihrer Bahn
Die halbe Welt geschoben.

Du guter Gott, wir sind nur wir!
Verzeih uns Trotz und Ungebühr,
Wie frech wir uns erkühnen!
Betracht uns mit Barmherzigkeit
Und gib: Du gibst uns jederzeit
Viel mehr, als wir verdienen.

Der grosse Lösepreis

Fortsetzung von Seite 17.

sehen Sie Ihren Heiland. Der gehört Ihnen. Sein Leiden, sein Sterben, sein kostbares Blut bis zum allerletzten Tröpflein ist Ihr Eigentum. Das ist sein Lösegeld. Mit diesem :önnen Sie alle Ihre Sündenschulden bezahlen. Um seines heiligsten Blutes willen sind Sie von jeder Sünde erlöst. Wollen Sie zum kostbaren Blut Ihres Heilandes kein Vertrauen haben?"

Die Kranke horchte auf. Ihre fiebernden Hände umschlangen das kleine Kreuz. Sie drückte ihre brennenden Lippen darauf, und ihr Mund flüsterte wie ein Kind: "Mit Christi Blut kann ich alles gutmachen — alles gutmachen . . ."

Von dieser Stunde an blieb sie ruhig. In dieser Gesinnung starb sie. Das Vertrauen auf das kostbare Blut hatte ihr den Frieden gebracht.

Der Zaunkoenig



(Fortsetzung)

Von Reimmichel

XII.

An einem der nächsten Tage wurden dem Zaunkönig das Haus und das Geschäft des Rasslers samt dem Grundstück vom Gericht in aller Form als Erbe zugesprochen, und er zahlte dafür die Uebernahmstaxe von dreihundertfünfzig Gulden, die er aus seinem Sparkasselbüchl abhob. Nun war er rechtlicher Besitzer des schönen Anwesens und empfand darob nicht nur eine heisse Freude, sondern auch einen kleinen Stolz. Seine Ersparnisse samt dem Rest des Kassengeldes machten immer noch ein schönes Sümmchen aus, so dass er sich gut rühren und manches anschaffen konnte. Daneben ging auch das Geschäft fast besser als zu Zeiten des alten Meisters; denn die Bürgerschaft mochte den braven, dienstfertigen jungen Mann wohl leiden und gönnte ihm auch den Glücksfall mit dem Erbe. Einrichtung, Wäsche, Möbel waren durchaus in gutem Zustande und mehr als reichlich vorhanden. So oft der Zaunkönig durchs Haus wandelte und die einzelnen Räume musterte, lachte ihm das Herz. Er hätte es sich niemals träumen lassen, dass er einmal ein solch prächtiges Haus und solchen Wohlstand sein eigen nennen dürfe. Sein ganzes Sinnen und Trachten richtete er nun darauf, wie er die Wohnung renovieren und verschönern könne, um für Alberta ein möglichst reizendes und würdiges Heim zu schaffen. Da dachte er an den Frackbichler, der ja seines Zeichens ein Maler war, und wenn er sich Mühe gab, es verstand, Häuser und Zimmer vortrefflich auszumalen. Der Uhrmacher liess ihn kommen und bot ihm die Arbeit an. Mit beiden Händen griff der arme Schlucker zu, denn er befand sich dermalen in nichts weniger als glänzenden Verhältnissen. Sein Magen knurrte, der Beutel war vollständig leer, sein Gewand zwar sauber, doch auffallend ärmlich. Statt des fadenscheinigen alten Frakkes trug er jetzt einen andern, der ihm etwas zu lang war, in mehreren Farben schimmerte und einen Geistlichen Schnitt aufwies. Tatsächlich hatte er das Kleidungsstück vom Pfarrer in Lärchenbrunn zum Geschenk erhalten. Der arme Mann empfand den Antrag des Zaunkönigs, mehrere Wochen bei ihm zu bleiben und in dieser Zeit das ganze Haus ein wenig zu verschönern, wie eine Rettung aus grosser Not, ja schier wie einen Glückstreffer und er versprach, mit Aufbietung aller Kunst ein Meisterwerk zu liefern. Dem Zaunkönig war in doppelter Weise geholfen: Fürs eine erhielt er um billige Kosten eine Neuausmalung des Hauses, fürs andere hatte er einen Gesellschafter in der einsamen Wohnung. Nachdem sie miteinander den Plan für das Ganze ausgeklügelt hatten, begann, der Frackbichler sofort, mit augenscheinlichem Fleiss die Arbeit in der Wohnstube.

Er gab den Wänden einen sehr warmen, gelblichen Farbenton, legte einen goldigen Schimmer darauf und schloss die Flächen zuhöchst droben mit einem spannenbreiten hellgrünen Rahmen, in den er wunderschöne, farbenglühende Blümlein, lachende Engelsköpfchen, und einzelne Tierfigürchen hineinmalte. Die Decke erhielt einen dünnen, lichtblauen Ton, in die Mitte kam das Auge Gottes, von dem goldene Strahlen ausgingen, und rings herum schimmerten Unmengen silberner Sternchen. Während des Malens dichtete der Frackbichler auch, und seine Gedichte stahlen sich in die Malerei hinein. Auf die Fläche zwischen den beiden Fenstern der Langseite zeichnete er in feingeschnörkelten Buchstaben die Schrift:

"Da draussen grünt und blühet die Au,
Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Des Vaters Gattin nicht minder,
Und regt bei Tag und bei Nacht die Hände,
Bis sie einschlaft am Ende;
Davon hat der Vater reichen Gewinn,
Und ihr fehlt's nimmer am ordnenden Sinn."

Der junge Hausbesitzer war von der Malerei entzückt, aber mit der Schrift wusste er nicht viel anzufangen. Sie dünkte ihn etwas spanisch, doch gab er sich zufrieden, als ihn der Frackbichler dahin aufklärte, es sei ein Gedicht von Schil-

ler, das er, der Frackbichler, namhaft verbessert habe. — — An zweiter Stelle nahm der Künstler und Dichter die Küche in Behandlung. Diese malte er in einem matten Silbergrau. Mittendurch aber zog er einen halbmeterbreiten weissen Streifen, in den er das Abbild aller möglichen Esswaren — Butterkrapfen, Schinken, Wurstgirlanden, Bratenstücke, Eierpyramiden, Kuchen — sehr appetitlich und naturgetreu hineinsetzte. Auch hier fehlte es nicht an einer Inschrift, und die lautete:

"Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reisst der schöne Wahn entzwei,
Doch Braten, Butterbrot und Eier
Bringen neues Glück herbei."

Nach der Küche kam das Schlafzimmer an die Reihe. Dieses erhielt einen kräftig himmelblauen Untergrund, der von einem zarten, durchsichtigen Weiss schleierhaft überhaucht wurde. Oben lief rundum ein goldenes Band, daran schloss unmittelbar das träumend märchenhafte Blau der Decke, aus dem ein Halbdutzend Engelsköpfchen herausguckten. Zwischen den Fenstern entstanden Tannenbäumchen, Vöglein schliefen zusammengekugelt auf den Aesten, der Vollmond lugte durch das Gezweig herein. Eine Inschrift über dem Kopfende des Bettes, mit schwarzen, goldumränderten Buchstaben gemalt, lautete:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
Zwischen Polsterzipfeln
Spürest du
Kaum deines Atems Hauch;
Denn ein ruhiges Gewissen
Ist ein sanftes Schlummerkissen
Bei Nacht sowie am Tage auch."

Die Malerei gefiel nicht nur dem Zaunkönig, sondern auch Alberta, die einmal mit ihrer Schwester hergekommen war, über die Massen. Das Mädchen klatschte in die Hände und rief in einemfort:

"Aber das ist schön! Das ist schön! Das ist eine Pracht! . . . Hier wird gut bleiben sein."

"Alberta, wenn es noch zehnmal schöner wär," flüsterte ihr der Zaunkönig ins Ohr, "für dich wär es noch immer nicht schön genug."

Da lachte ihm das Mädchen übermütig ins Gesicht.

Ausser diesem einzigen Mal setzte Alberta niemals ihren Fuss über die Schwelle des Uhrmacherhauses. Doch kam sie fast jeden Tag auf ihrem Rückweg vom Grünmarkt, wohin sie Brot tragen oder Gemüse holen ging, beim Uhrmacher vorbei. Dann trat sie an die Werkstatt her, klopfte, wenn ausser dem Zaunkönig niemand drinnen war, stürmisch ans Fenster, lachte hinein und stapfte rasch wieder davon, nachdem sie eine Blume — heute eine Rose, morgen eine Nelke, übermorgen eine Lilie oder Pelargonie — auf den Fensterbalken gelegt hatte. Der Uhrmacher riss dann jedesmal den Fensterflügel auf, steckte den Kopf hinaus und winkte mit der Hand dem Mädchen nach, obwohl dieses nicht mehr umschaute.

Dem Frackbichler stand Alberta nicht ganz zu Gesicht. Fürs erste war er ein bisschen eifersüchtig, weil der Zaunkönig dem Mädchen mehr Aufmerksamkeit schenkte als ihm, seinem alten Freund, und fürs zweite ertrug er es schwer, dass sich Alberta gern über ihn lustig machte. Schon sein Aufzug in dem abgefärbten Pfarrerfrack erschien dem Mädchen überaus spasshaft, und gar, wenn der Frackbichler in seinem improvisierten Malermantel, den er selbst aus einem alten Rupfensack verfertigt hatte, am Fenster oder sonstwo auftauchte, brach das Mädchen stets in ein helles Lachen aus. Grosse Mühe gab sich der

Gott ist ewig

Von Joseph Kuehnel

Denken wir mit unserm Geist zurück in jene Zeiten, als die Welten noch nicht waren und auch noch keine Engel, damals, als Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist allein waren in ihrer glückseligen Gotteinsamkeit. Fragten wir da: "Wie lange bist Du schon, dreieiniger Gott?" er würde uns sagen: "Ewig bin ich schon." Denken wir Ewigkeiten und immer weitere Ewigkeiten zurück und fragten dann: "Wie lange damals schon, dreieiniger Gott?" er würde uns antworten: — Gott antwortet ja immer dem frommen Frager — "Schon immer ewig! Vor Ewigkeiten auch schon ewig, solange wie heute und nach Ewigkeiten der Zukunft." Gottes Vergangenheit, die Dauer seines Lebens nimmt nicht zu, und die Dauer seiner Zukunft wird nicht kürzer. Eilten wir im Geiste voraus in die Zeiten, wo die Schöpfung schon aufgehört hat, und fragten: "Dreieiniger Gott, wielange wirst Du jetzt noch dauern?" er würde sagen: "Solange als ich schon bin." Dächten wir noch weiter hinaus, nachdem wir schon Ewigkeiten lang mit ihm zusammen waren: "Wie lange wird es jetzt noch dauern, Gott?" — "Es fängt erst an." — Vor Ewigkeiten war Gott nichts jünger, als er heute ist und nach Ewigkeiten sein wird. Nach Ewigkeiten wird er um nichts älter sein, als er vor Ewigkeiten war. Immer war es so, und immer wird es so sein, als ob er eben erst anfinge zu sein, und schon immer hatte er Ewigkeiten seines Lebens hinter sich. In Gott gibt es kein Vorher und Nachher, keine Erwartung und keine Erinnerung. In ihm ist alles Gegenwart, auch was seit unendlich langer Zeit geschah, auch was in fernster Zukunft erst geschehen wird Der Ewigkeiten Inhalt, die schon hinabgeflossen, bleibt ewig sein, und die Ewigkeiten, die noch kommen sollen, sind schon ewig sein. Er weiss uns schon ewig, als wir noch nicht waren.

Frackbichler, den Zaunkönig in jeder Weise zufriedenzustellen. Er arbeitete unermüdlich von früh bis spät, ging nicht oder wenig aus und liess sich eine Zeitlang nicht die mindeste Entgleisung zu Schulden kommen. Erst am vierten Samstag, als ihm der Uhrmacher ein schönes Stück Lohn ausgezahlt hatte, verirrte sich der gute Mann wieder in ein Gasthaus. Dort blieb er mehrere Stunden sitzen und kam in ganz weinerlicher Stimmung nach Hause. Von einem Abendessen wollte er nichts wissen, dafür trank er mehrere Glas Wasser, hockte sich an den Tisch, stützte den Kopf in beide Hände und fing an zu jammern:

"Hans, Hans, du musst mir verzeihen. Der beste Mensch hat seine Schicksale, denen er nicht entgehen kann. Mein Herz ist edel, die Vorsätze sind gut, der Willen ist stark, aber der Mensch ist schwach . . . Was hätt aus mir werden können, wenn ich immer auf gerader Linie geblieben wär? Geld hätt ich, Kisten voll, Häuser, Familie, Ansehen, Ruhm. Aber nein, die Götter hassen alles Glück in Menschenhand . . . Jedes Menschen Los ist in den Sternen geschrieben . . . Wen die Götter verderben wollen, dem schenken sie Talent, Kunstsinn und Dichtergabe. Hans, kennst du einen wahren Künstler, einen grossen Dichter, der es jemals auf einen grünen Zweig gebracht hätte? Ich nicht. Dir rennt das Glück nach, wo immer es dich sieht, mich verfolgt das Unglück auf allen Wegen. Aber trau ihm nicht, dem Glück, Hans, trau ihm nicht! Das Glück ist ein Weibsbild — im Lateinischen wenigstens, soviel weiss ich von meinen höheren Studien — und alle Weibsbilder sind falsch . . ."

"Hohoho!" fiel ihm der Zaunkönig in die Rede.

"Ja, ja, ich bleib dabei, alle sind falsch! Ich kenne die Menschheit, ich hab an den Quellen der Wissenschaft getrunken und die Welt bereist. Als erfahrener Mann rat ich dir, sei gescheit. Baue nicht Kirchen auf das Mädchen, das du lieb hast, tu deiner Auserwählten nicht zu schön, bete sie nicht an. Sie soll dich anbeten, du bist reicher und schöner als sie."

"Du, Karl, ich sage dir, es gibt auf der ganzen Welt keinen schöneren Menschen als die Alberta!" rief der Uhrmacher.

"Ach, wie bald schwindet Schönheit und wird alt! . . . Du hast schöne, blaue, treue Augen. Aber die schwarzen Augen sind falsch."

Er räusperte sich und begann halb weinend zu singen:

"Grün seind die Hollerstauden,
Weiss seind die Blüeh,
Schian seind die schwarzen Augen,
Treu seind sie nie."

Dann schluchzte er:

"Huhuhu, du tätest mir erbarmen, Hans, wenn dein edles Herz getäuscht würde; denn mit des Geschickes Mädchen ist kein ewiger Bund zu verflechten, huhuhu. Tu deiner Dulzinea nicht zu schön, verhätschle sie nicht! Mädchen, die man verhätschelt, werden herrschsüchtig, sie setzen immer ihren Willen durch und tyrannisieren die männliche Menschheit. Es ruhen in der Zeiten Schosse die heitern und die dunklen Lose, huhuhu."

"Karl, es wird gut sein, wenn wir heute schlafen gehen", mahnte der Zaunkönig, "morgen ist wieder ein Tag.

Des war der Maler zufrieden; doch weinte er immer noch leise, als er vorsichtig die Treppe hinauf klabasterte.

Drei Tage später kam wieder Alberta am Haus vorbei. Diesmal ging sie nicht schnell fort, nachdem sie ans Fenster geklopft hatte, sondern wartete, bis der Zaunkönig den Fensterflügel öffnete. Sie hielt ihm ein wunderschönes Sträusschen Ber-Enzian hin und sagte:

"Da hab ich etwas gefunden, das noch blauer ist als deine Augen. Ich bin gestern auf dem Himmliskopf droben gewesen, um den Enzian für dich zu holen."

"Was? Ein Gruss vom Himmliskopf?" jubelte er. "Den Himmliskopf hab ich lieber als alle anderen Berge."

"Und am End auch lieber als mich, hihihi."

"Alberta, dich hab ich nicht nur lieber als den Himmliskopf, sondern schier lieber als den Himmel."

"So darfst du nicht reden, Hans . . . Aber jetzt musst du mir eine Bitte erfüllen. — Komm wieder einmal hinüber in unser Haus auf Besuch."

"Warum? Wozu? Es hat keinen Zweck. Was notwendig ist, können wir zwei am besten hier ausreden."

"Der Vater wird misstrauisch, wenn du dich niemals blicken lässt; er macht sich schlimme Gedanken von dir."

"Mag er denken, was er will. Ich denk auch nichts Gutes von ihm", kochte der junge Mann auf.

"Du, du, du — es ist mein Vater, den auch du in Ehren haben musst", rief das Mädchen und blitzte ihn mit den schwarzen Augen scheinbar zornig an; "wenn du nicht zu uns kommst, werd auch ich nicht mehr herkommen. Und den Enzian gibst du mir wieder."

Mit diesen Worten langte es nach dem Blumensträusschen. Der Zaunkönig aber fasste erschrocken des Mädchens Hand und bat demütig:

"Nicht so, Alberta, nicht so! Ich komm schon, heute abends komme ich."

Blitzschnell drückte er einen leichten Kuss auf ihre Fingerspitzen, liess dann ihre Hand los und wurde purpurrot im Gesicht.

Das Mädchen lachte hell auf, trat vom Fenster zurück und sagte neckisch:

"Also auf Wiedersehen dann!"

Und schon lief es über den Wiesenpfad hinüber.

Nach Ladenschluss am Abend legte der Zaunkönig sein Sonntagskleid an und machte den versprochenen Besuch im Bäckerhaus. Alberta führte ihn in die grosse Stube, wo sie, ihre Schwester und die zwei Brüder, ihm abwechs-

lungsweise Gesellschaft leisteten; aber der alte Bäck kam nicht herein. Bald ging das eine, bald das andere von den Geschwistern hinaus, offenbar den Vater zu holen, dieser blieb jedoch hartnäckig fern.

"Es sind immer Leute da, mit denen der Vater abzurechnen hat", sagte Albertas Schwester entschuldigend, "wenn er fertig ist, kommt er schon."

Allein der Erwartete kam nicht. Er hatte seine Freude daran, den Zaunkönig zu narren. Einmal ging wieder Alberta hinaus, war lange Zeit draussen, schlich dann, glührot im Gesichte, herein und tat sehr verlegen. Für den Zaunkönig wurde die Lage immer unerquicklicher. Er genoss nur der Förmlichkeit halber von dem Essen, das sie ihm aufgestellt hatten, ein Weniges und würgte es mit Not hinunter. Die Unterhaltung stockte in einemfort. Nach anderthalbstündigem, vergeblichem Warten auf den Bäckermeister nahm der Zaunkönig von Alberta und ihren Geschwistern freundlichen Abschied und ging heim. An der Türe bat er noch mit süssaurer Miene, ihm einen schönen Gruss an den Vater auszurichten.—Alberta drängte von diesem Tage an ihren Bräutigam nie mehr zu einem Besuch im Vaterhause.

Nun wurden aber die acht Wochen voll, nach denen das beim Gericht hinterlegte Testament des Rasslers eröffnet werden durfte. In Gegenwart des Bäckermeisters Kosmos, der Sattlermeisterin Priska und des Haggenbauers Linus, der drei Geschwister des Verstorbenen, erbrach der Richter das grosse, an vier Stellen gesiegelte und mit den Worten "Testament des Uhrenmachermeisters Erasmus Haller" überschriebene Kuvert und zog mehrere Papiere heraus. Das waren drei Bogen weisses Schreibpapier, aber alle drei waren vollkommen leer, auf keinem ein Wort geschrieben. Noch einmal suchte der Richter im Kuvert, doch steckte nichts mehr drinnen. Er faltete die drei Bogen mehrmals auseinander, drehte sie nach allen Seiten, hielt sie gegen das Licht, sie waren und blieben leer. Die Schriftstücke, die der Rassler als sein Testament bezeichnet hatte, enthielten nichts, sondern waren leeres Papier. Eine Zeit lang standen der Richter, der Adjunkt und die drei Geschwister starr, wie aus den Wolken gefallen, da. Aber schon begann der Bäck zu schimpfen:

"Da sieht man wieder den boshaften Narr. Sogar nach dem Tode hält er die Leute noch für Narren."

"Wenn kein Testament vorhanden ist, geht die Erbschaft ihre gewiesenen Wege", bemerkte der Hagenbauer, schwer atmend.

"Ja, ja", kreischte Priska, die Schwester, "der Bürgermeister hat erzählt, dass der Erasmus gesagt habe, seine Vermögenshinterlassenschaft soll ihre Wege gehen."

"Da kann man Ihnen drei ja gratulieren", sagte lächelnd der Richter.

Die Mienen der drei Geschwister heiterten sich auf. Das leuchtete ihnen allen ein, dass der Wegfall eines Testamentes für sie einen Glücksfall bedeute. Nur stand noch die Frage offen, wo die Kapitalien lagen. Es mussten doch irgendwo Sparkassebücheln, Obligationen oder andere Staatspapiere zu finden sein. Obwohl schon vor dem Begräbnis des alten Uhrmachers in dessen Hause eine gerichtliche Kommission nach hinterlassenen Geldern gesucht und alle Schriften mitgenommen hatte, die irgend eine Bedeutung haben konnten, liess der Richter doch auf Antrag des Bäck und des Haggenbauers eine neuerliche Suchung im Uhrmacherhause durchführen. An dieser nahmen ausser dem Gerichtsadjunkten und dem Kanslisten auch die zwei Brüder und die Schwester des Erasmus teil. Den Zaunkönig berührte die Ueberrumpelung mehr als unangenehm, doch führte er die ungebetenen Gäste ohne Zaudern durch alle Räumlichkeiten und schloss herwärts sämtliche Kästen, Fächer und Schränke auf. Das neugierige, sichtlich neidische Begaffen seiner wertvollen Einrichtung und der klinkenden Ausschmückung seines Hauses beachtete er scheinbar ebenso wenig, wie er das halblaute Nörgeln und Tadeln der drei Geschwister seines alten Meisters geflissentlich überhörte. Sehr peinlich war ihm, dass nicht nur die Kästen und

Die Liebe auf der Herbergsuche

Es zog die Liebe durch die Welt,
Um sich ein Plätzchen zu erspähen;
Sie sucht' und suchte. Ringsum war
Ein passend Plätzchen nicht zu sehen.
Vor manchem prächtigen Palast
War sie betrübt zurückgewichen;
Hier wohnte Habsucht, Eitelkeit,
Hier konnte Liebe nicht erfrischen.
Schon kehrt sie weinend wieder um,
Da sah' sie noch ein Hüttchen stehen,
Gar arm und klein und doch so reich;
Denn in dem Hüttchen hört man flehen
Ein Mütterchen am Kindesbett.
Sie flehte mit erhobenen Händen,
Dass Gott den Liebling segnen möcht'
Und alles Unheil von ihm wenden.
Es klang so süss, es klang so weich
Dies andachtsvolle, heil'ge Beten;
Gleich war die Liebe schon bereit,
In dieses Hüttchen einzutreten.
Ins Mutterherz zog sie hinein,
Das liebend manches Weh empfunden.
Im Mutterherzen hat die Lieb'
Den rechten Ruheplatz gefunden.

Hans Eschelbach.

Schränke, sondern auch die Betten und die Wäsche untersucht und alles durcheinander gestrudelt wurde. Aber trotz allen Suchens und Stöberns fand man keine Urkunde, keine Rechnung, keine Aufschreibung, überhaupt nichts, was über die fraglichen Kapitalien einen Aufschluss hätte geben können. Zuletzt entdeckte der Zaunkönig im hintersten Winkel einer Schublade ein altes Notizbüchl, das er herauszog und dem Adjunkt überreichte. Darin hatte der Rassler nichts anderes aufgezeichnet als das Wetter, das an den einzelnen Tagen durch mehrere Jahre hindurch eingetroffen war. Aber in der Umschlagfalte des Büchleins lag ein Zettel, der etwas Wichtiges enthielt. Da stand geschrieben:

Mein Kapital	36,515	Gulden
Zinsen	1,510	"
Jahreseinnahmen, netto	1,025	"
Summe	39,050	"
Davon ab Jahresausgaben	712	"
Bleiben noch	38,338	"

Eine Jahreszahl oder ein Datum waren nicht beigefügt. Die drei erbsüchtigen Geschwister zitterten vor Erregung. Wohl konnten sie jetzt die Höhe des Kapitalvermögens, das ihr Bruder Erasmus hinterlassen hatte, ziemlich genau einschätzen, es fehlte aber jedes Anzeichen dafür, wo die Gelder lagen. Der Zaunkönig wusste auch keine Auskunft darüber, so gern er sie gegeben hätte. Er habe nie ein grösseres Kapital in den Händen des Meisters gesehen, erklärte er, und noch weniger habe ihm der Meister je eine Mitteilung gemacht, wo sein Vermögen hinterlegt sei. Nicht sehr befriedigt und doch voll froher Hoffnungen, verliessen der Bäck, sein Bruder und seine Schwester das Uhrmacherhaus.

Und nun ging im weitesten Kreise ein fieberhaftes Suchen und Forschen nach den hinterlassenen Kapitalien des Rasslers an. Auch Alberta wurde mit in das Fieber hineingerissen. Ihr hatte ja der Onkel ausdrücklich versichert, dass er für sie gesorgt habe. Wahrscheinlich lag irgendwo ein Sparkassebüchl, das auf ihren Namen lautete. Aber wo? Kosmas, der Bäck, und Linus, der Haggenbauer, liefen nicht nur die ganze Umgebung, sondern das halbe Land ab und fragten in allen grösseren und kleineren Sparkassen, namentlich bei der Sparkasse in Innsbruck, nach einer Geldeinlage ihres Bruders, erhielten jedoch überall die trostlose Auskunft, dass der Uhrmacher Erasmus Haller bei ihnen nie ein Geld eingelegt habe. Auch in den Steuerrollen und den Akten der verschiedenen Finanzämter war nichts von Kapitalien des Rasslers zu ersehen. Die Banken, bei denen das Gericht Erkundigungen einzog, gaben sämtlich verneinende Antwort. Nun veröffentlichte man eine Rundfrage in den Zeitungen, aber auch diese Massnahme blieb so erfolglos wie alle anderen. In Lautergaden wurde viel gelacht über das "weisse Testament" des Rasslers, dessen gesetzliche Erben man allgemein hänselte. Der Verdruss und die Aufregung des erbsüchtigen Geschwistertrios und seiner Angehörigen wuchsen umso mehr, je reicher ihnen das Erbe vor den Augen gaukelte und je weiter alle Hoffnungen entschwanden, die Gelder fassen zu können. Der Bäck und seine zwei Geschwister schimpften heillos über die Hintertücke und die Bosheit ihres verstorbenen Bruders.

Unter diesen Umständen konnte an des Zaunkönigs und Albertas Hochzeit, deren festgesetzter Termin längst schon abgelaufen war, nicht im Traume gedacht werden. Wohl verzehrte den jungen Uhrmacher schier die Ungeduld; als aber Alberta in ihrer schmeichelnden und doch so entschiedenen Art in ihn drang, er möge noch so lange warten, bis die Erbschaftsangelegenheit unter Dach sei, gab er wie immer dem Wunsche des abgöttisch geliebten Mädchens nach.

XIII.

Im Litzengrund, einem vielbesuchten Strassenwirtshaus unterhalb Lärchenbrunn, ging es lebhaft zu. Ein halbes Hundert Marktfahrer, grösstenteils aus Lautersgaden, die auf der Heimkehr vom Perchtensdorfer Jakobimarkt hier Rast hielten, sassen an den schweren eichenen Tischen, assen, tranken und besprachen eifrig die am Markte gewonnenen Eindrücke und Aussichten. Etliche Tintertaler Bauern, die offenbar gute Geschäfte gemacht und den Wein mehr als reichlich hinter die Binde gegossen hatten, versuchten sich mit Singen, kamen aber damit nur jämmerlich zu Stande. — Da klang aber plötzlich am Ofentischchen helle Musik auf—Zither, Gitarre und Geige, die fein zusammenstimmten. Die Musikanten waren niemand anders als das lustigdurstige Kleeblatt: der Flatterer, der Schnatterer und der Frackbichler, die schon seit dem Morgen im Litzengrund weilten und nun in die Stube hereinrumpelten, um sich vor den Marktgästen hören und allenfalls von ihnen traktieren zu lassen. Als sie das erste Stück fertig gespielt hatten, rief ein alter Bauer, dem die Musik läsig war:

"Das sind schon wieder die verdammten Braten-Musikanten, die jedes vernünftige Diskutieren unmöglich machen! . . . Ich zahl euch einen Liter, wenn ihr mit dem Geschall aufhört."

(Fortsetzung folgt)

MARIENBOTE

CATHOLIC FAMILY MONTHLY JOURNAL

Vol. XI. July, 1943 No. 10.

CONTENTS

A Brave New World 25

Nothing Much Happened 26

We have not heard from the Oblates in the Philippines 27

Chain Around the World 29
Story by Grace Keon.

"Gyp the Blood" 30

What Matters Distance? 33

A Virgin Shall Conceive 34
By Patrick Shaughnessy, O.S.B.

Sister Beata 35
Story by H. Skolaster.

Passport to Mass 36

Baby Redeemers 37

The Question Box 39

Did you hear these? 40

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922—24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

A Brave New World Cannot Be Built On Broken Homes

C.Y.C. News Service

In all this question of Reconstruction, we must put first things first, not to the exclusion of other considerations, but according to a right sense of values. Since we are dealing with postwar problems, the solution of which will place our Canadian Democracy on a firm basis, then let us assert the obvious truth that the first and last and always important foundation on which to rest the security of our nation is the Home. Canada's greatest danger is the break-up of the Home, of Family Life. Too many of our young people are leaving schools and Colleges without a clear concept of Home. Either they have never learned in their own Homes what Home meant or they are victims of the cheap and vulgar attacks on the Family with which much of our modern literature and movies are filled, and as a result, they are preparing for the married life, (if you can call it a preparation) with the most superficial and erroneous idea of what Home means, of the duties and obligations which Marriage imposes upon them. Our Canadian Family Life is suffering a terrible dislocation in this war, inevitably. Divorce statistics, published in Ottawa, at the Dominion Bureau of Statistics, show that between 1930 and 1940, there was an increase of 239 per cent in the total number of divorces granted in Canada. Our leaders had better open their eyes to the gradual breakdown of what, till the end of the last war, was Canada's main bulwark, a really Christian Family Life. Our Canadian Families are unable to arrest the flight of their children from the Home. The interests of our young people are outside the Home. Parential authority cannot compete with the fierce independence of the age and our young Canadians are the willing victims of this new Independence. "The whole country is geared to protect our homes and our Canadian way of life against a military enemy. But we are going to win a victory not worth having, if our young people come back from this war to a Country of wrecked Homes. A brave world can not be built on broken Homes."

There, then is the first principle on which we must base our reconstruction ideas. The family must be protected. The rights of the Family must be recognized and respected.

Woman's Place in Society Is In The Home

I suppose that in this freedom-loving 20th Century, one will pass for hopelessly medieval if he makes what may appear to be a platitudinous statement as: "Woman's place in society is in the Home."

Yet there are unmistakable signs that such a statement will not be too acceptable in a year or so when the war being over, women will have to return to the

destiny which God has traced out for them.

It will be one of the finest pages of Canadian History to read how whole-heartedly our Canadian women responded to the call of Service in this war. We are proud and rightly so at the noble role and at the generous way our Canadian women are taking their places, in every occupation and task in and outside the Services. They are playing an essential part in the winning of this war. But there is a war on and abnormal conditions prevail. We are not surprised at the devotedness of the Canadian women. We shall always take that for granted, being what they are. But it is obvious to any serious person who has the welfare of Canada at heart, that Family Life is being put to a severe strain by the conscription of women in war jobs and industries. War emergencies make it necessary to employ an unprecedented number of women in Industry and war positions. But special care should be taken that working mothers should not be enticed to leave their homes, **except as a last resort.** Surely there is a gradation to be followed. Let it be:

(a) Unemployed women (single) looking for work.

(b) Recent High School and College Graduates.

(c) Married women without children.

(d) Married with children **over sixteen.**

(e) Only as a **last resort,** women with children under sixteen.

Home responsibilities well met, will help Canada's war effort more than Homes where the mothers are absent and the children sent to Day Nurseries. The proper rearing of children, of the younger generation, in the Home is a more valuable contribution (if we take the longer view of things) than providing facilities for mothers with children to work outside the home.

That women should work is obvious. "In the sweat of thy brow thou shalt eat bread all the days of thy life," applies to women as well as to man. Moreover, women, not less than men, have God-given talents which they must use for their own development, material, mental and spiritual; for the satisfaction of a complete life and as their contribution to complete living. But in what type of work should women work? What is women's primary place in the world? Woman is intended by God, gifted by God, endowed by God, physically, emotionally, mentally, spiritually, to be wife, mother, Home-Maker, educator of children. Marriage to her is a vocation, a career superior to and more satisfying and more important to the community than all other careers for women. On her depends the development of future citizens, the happiness and stability of the community and the prosperity and continuance of the state.

Home-making and the education of children is her calling in life. "After all, analyse the energy, the ingenuity, the talents, which the most devoted mother must posses to be a Home-Maker. The mother of a family is supposed to be: a psychologist, an economist, a librarian, a religion teacher, a walking encyclopedia, an inexhaustible fountain of stories and games and amusements, a movie and play and book critic, a Chef, an interior decorator, an artist, a disciplinarian, a theologian, a doctor (at least in first aid), a dietitian, a bookkeeper and budget balancer, a jack of all trades, an athlete and good sport, a master of some hobby, a peace-maker, a consoler, an inspiration, etc."

Analyse the breakdown of modern society and we find that much of it is due to a constant effort to break down the high position we accord to wife and mother, and to the consequent loss of desire and ability of many women to Make Homes.

Hence, if we are to help our Canadian Youth after this war, we must see to it that the Family Life and woman's place in the Home and woman's task as Home Maker are the rock on which we must place our reconstruction program..

Nothing Much Happened

The farmer came back to the farm, after a week-end in the city. The hired man met him at the station in the Ford.

"How's everything?"

"Oh, so-so."

"Anything much happen?"

"Nothing to speak of. The dog limps a little."

"Zat so? How'd that happen?"

"The horse was kinder crazy, running out of the stable, half-singed, an' kicked it."

"Half-singed?"

"Yeah. When the barn burnt down, all the hay and stock got burnt, except the horse—and I had to shoot him later, he was so singed."

"How'd the barn catch?"

"A few sparks from the house, I reckon. That was what woke me—one of your darters screaming on the second storey that the house was afire."

"Hmm! House went, too! Save anything?"

"Oh, yes. When I woke, the whole kitchen end was blazin', but I could still unlock the front stairway, and get the folks out. But I remembered yore barrel of applejack in the shed behind the kitchen, and I knew you didn't want nothin' to happen to it. When I got her out it was too late to save the two girls, or the three boys, or the baby, or even yore wife. I suppose yore maw and paw got crisped right off. But I saved the applejack."

"Well, that's something. Anything else happen?"

"That wuz all. It was a pretty quiet week-end."

"I'll say."

We have not heard from the Oblates in the Philippines

The Southwestern American province is especially interested in the whereabouts of these Oblate Missionaries because a number of them received their obedience while attending De Mazenold Scholasticate in San Antonio. In fact, the Provincial of this new mission field, Father Gerard Mongeau, O.M.I., had been the Superior of that institution and left in the Fall of 1939 to take over the most difficult mission territory of Southwestern Mindanoa and the Zulu Islands. He wrote shortly before leaving: "Let me tell you that I am tremendously enthused about this glorious new mission field of the sons of Mary Immaculate. For these many weeks, I have read every possible book on the Philippines, contacted many who had themselves visited the Islands and epecially United States Army Officers, who had resided there. Their information was encouraging and again discouraging—tremendous and continual rainfall, intense heat—a teeming Pagan population and now, for so long, scarcity of priests. But I receive my appointment in the Spirit of Holy Obedience, for we must all be ready to leave at any time for any part of the great mission world when our Father General calls . . . I had hoped that I could do much good here in Texas, either at the Scholasticate, or, possibly later, among the poor but beloved Mexicans . . but I thank our Blessed Lord many times daily for having called me to such a host of souls. The difficulties are great but we are the 'specialists of the difficult missions,' and I know that the necessary graces will not be wanting."

With his missionary priests, Father Mongeau left for the long weeks of voyaging across the Pacific and courageously took over this huge and primitive territory, teeming with many types of people, the Province of Cotabato alone having over three thousand, about a third pagan, another third Mohammedan and Moros, and the remainder Christians. They anticipated much labor among the teeming thousands of Catholics and also the great handicap of language, as among these people there were innumerable and difficult dialects.

Since 1939 they have labored successfully and well until the war clouds gathered on the horizon and shortly after the disaster of Pearl Harbor, the Japanese invaded northern Luzon and soon enveloped, with mighty armadas, and overpowered our brave troops in the Philippines. By April, 1942, practically all resistance, except possibly guerrillas in the most inaccessible districts, had ceased. General MacArthur and a number of essential military officers had been able to escape the clutches of the enemy and, by means of the brave men crews of the motor torpedo squadron, made their escape to Mindanoa and from there flew to Australia.

There had been practically a news black-out since that time concerning our beloved missionaries, but we are not discouraged. In fact, we have found considerable hope in recent publications received from the Philippines—an issue of the Manila Daily Tribune, dated March 17, 1942, which gives an account of a dinner at the Manila Hotel in honor of His Grace, Bishop Michael J. O'Doherty, Archbishop of Manila, and other high Church Prelates, among whom were Bi-

---

ALPHABET OF SUCCESS

It is said that Baron Rothchild had the following alphabetical list of maxims framed on his back walls.

Attend carefully to details of your business.
Be prompt in all things.
Consider well, then decide positively.
Dare to do right; fear to do wrong.
Endure trials patiently.
Fight life's battle bravely, manfully.
Go not into the society of the vicious.
Hold integrity sacred.
Injure not another's reputation nor business.
Join hands only with the virtuous.
Keep your mind from evil thoughts.
Lie not for any consideration.
Make few acquaintances.
Never try to appear what you are not.
Observe good manners.
Pay your debts promptly.
Question not the veracity of the friend.
Respect the counsel of your parents.
Sacrifice money rather than principle.
Touch not, taste not, handle not intoxicating drinks.
Use your leisure time for self improvement.
Venture not upon the threshold of wrong.
Watch carefully over your passions.
Extend to everyone a kindly salutation.
Yield not to discouragement.
Zealously labor for the right.
And success is certain.

shop Paul Taguchi of Osaka, Japan, and Bishop Cesar Guerrero, Auxiliary Bishop of Manila, and others including high ranking Japanese military officials.

We shall quote from these talks made at this banquet and present them to our readers with the caution that this paper, published in Japanese occupied Philippines, may be subject to their control and propaganda; yet we may find some consolation and hope from a consideration of these addresses.

The first speech was given by Lieutenant Colonel Narusawa, Chief of Religious Section of the Japanese Army. He appealed to the people in the religious field to exert every effort to influence and persuade elements and armies opposed to Japan to "give up the impossible struggle." Col. Narusawa explained that the aim of the Japanese Imperial Force is to create a greater and more prosperous East Asia, but as long as obstructing elements are inclined to ignore this aim and persist in continued antagonism, so long will it be necessary for the Imperial Forces to enlarge its field of activities.

Then His Grace, Msgr. Michael J. O'Doherty, Archbishop of Manila, took advantage of the occasion to welcome Bishop Taguchi.

The Archbishop revealed that in the present emergency he asked all pastors to remain at their posts, but for various reasons his order was not followed. However, he added, when it became known that the Japanese authorities had given instructions to protect churches and religious institutions, the confidence of the pastors and the laity was restored and there is now a complete understanding as to the liberty of religion between priests and the military authorities. Msgr. O'Doherty also acknowledged the privilege given by the army in issuing passes to churches, declaring them under the protection of the Imperial Army. As a result of this arrangement, the churches have remained intact, he said.

The Archbishop finally expressed his thanks to the army for allowing priests of hostile countries to live in their homes, rather than in the internment camp. He expressed the hope that, little by little, these priests may be given freedom to resume their normal work.

After the speeches, Col. Narusawa showed Archbishop O'Doherty and other church prelates a painting made by a famous woman artist of Japan which was sent to the Philippines as a sample of the objects that the Catholic Women's Association of Japan is planning to send here in the near future for the benefit of the Catholic sisters. The painting was admired by all.

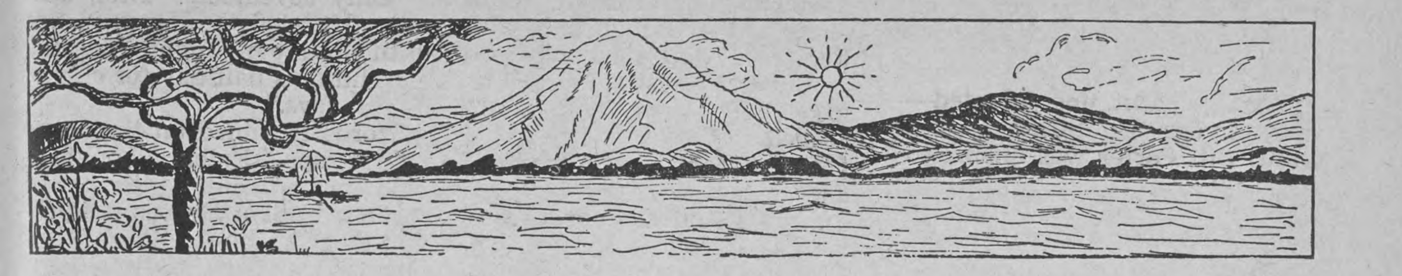
Quoting from the speech of Col. Narusawa: "With peacetime atmosphere prevailing over Manila, I am happy to call this gathering in a pleasant section of the city, here, in the Manila Hotel. I appreciate your attendance for it is a pleasure for me to sit at the same table with leaders of the Catholic Church for I am conscious of your high calling and I have been enjoying my associations with you. It was only at the beginning of the year that the Imperial Japanese Army entered Manila, but already civil life and security prevail throughout the City. Church bells ring everywhere and thousands flock to their centres of religious worship. As we see the city become more and more active and throbbing with people, I often think how much of the credit must go to religious leaders, and I wish to express my appreciation for your silent efforts. We members of the religious section are doing our part in order that religious life can be as free from restrictions as possible, but as the war clouds have not cleared entirely from these regions, we have not been able to carry out our plans to the limit of our ambitions, nor to the full satisfactions of those we would like to help. I am anxious to see the leaders of the Church and the Religious Section even more united on the larger basis of humanity and the spirit of universal brotherhood."

Late News On Philippines

According to a recent news item of the NCWC fourteen American Oblates have been interned in Cotabato in the Philippines on the island of Mindanoa. These interned included the Very Rev. Father Gerard Mongeau of San Antonio; Fathers James Burke, Edward Cordon, Edward McMahon, and Joseph Quinn of Lowell, Mass., George Baynes of Chicago, Egide Beaudoin of Manchester, N. H.; George Dion and Emile Laquerre of Central Falls, R. I.; Paul Drone of Belleville, Ill.; Francis McSorley of Philadephia; John Sheehan of Brockton, Mass.; Robert Sullivan of South Weymouth, Mass,; and Brother Michael Braun of St. Louis, Mo. Fathers Emile Bolduc of Lowell, Mass., and Bernard Clancy of Boston were interned in Jolo, Sulu Islands, shortly after the outbreak of the war. The other two Oblates remaining are Fathers Joseph Boyd of Lowell, Mass., and Cuthbert Billman of Milton, Mass. Father Boyd is under surveillance in Manila and the other who was a Philippine Army Chaplain, is unknown.

CANONICAL VISITOR

Very Reverend Father J. Boekenfoehr, provincial of St. Mary's Province, was recently appointed by the General Administration to be the Canonical Visitor to the Province of St. Peter's, New Westminster, B.C. In accordance with that appointment, Father Boekenfoehr will visit the Oblate Houses, Parishes and Missions belonging to that Province. The Visitation will extend throughout the greater part of the Autumn months.



Chain Around the World

by Grace Keon

Dr. Bill Porter threw his hat and topcoat across a chair and sat down. No need of formality here; he was as much at home in the rectory of the church of Our Lady of the Rosary as in his own living-room.

"Another job done!" he said. "And one likely to bring us unpleasant consequences."

Father Loughran's bright blue eyes twinkled.

"I've been pastor in this little mountain village of Purdy for a good many years—and I've never been afraid of consequences, especially unpleasant ones. Somebody has to do it, Bill. Lloyd's neighbors will sleep easier of nights now. Eddie's happy. I'm happy. You should be —but aren't . . .

Dr. Porter shrugged his shoulders—as always when Father Loughran alluded to his somewhat dour temperament.

"You can't dismiss Lloyd like that," he said.

"That fellow's so mean, he doesn't count. He took Eddie Gaynor out here three years ago —poor, friendless waif! — and has been working him to death since. The farmers in the vicinity complained. Fred Courteau almost wept. You protested. I argued. Even called in state troopers. With what results? None. So Lloyd can hire a grown man now—and fight it out with him. It won't be pleasant—especially as Sam Byrnes is the only hand available."

"Sam Byrnes!" Dr. Porter grinned.

"Swell idea. But you're the one is going to catch it."

"Humph! Between us we've helped an unfortunate slave escape — sent him to people who will befriend him. Catch it? Who cares?" The priest's mouth set grimly. "Leave Lloyd to me."

"I'm driving up to Dave Hadley's in a half hour. Like to ride along and get it over? Lloyd is at the Fork, with Fred right above him. Coming back I could stop for you."

"Providential!" said Father Loughran. "Fred's been on my mind for the last few days."

"And on mine."

Their voices seemed to change when they spoke of Fred.

The morning was really beautiful. Against a sky of cloudless blue the mountains undulated like heaped-up masses of black velvet. Under the Big Bridge, as it was called, the huge lake rippled into tiny waves tipped with silver. Dr. Porter stopped to gaze across at those friendly, beckoning peaks.

"And only man is vile," he said after a moment. The car began to move under them slowly. Father Loughran gave him a humorous glance.

"That quotation should be 'and not all men are vile,' " he said. "You and I are not. Fred Courteau isn't. Only Ben Lloyd. One to three's not such a bad proportion. Besides—the Lord has to stand it, so we should be able to. In fact, He has to stand us, too . . . "

Dr. Porter nodded. He was the only physician for miles around, as Father Loughran was the only priest. Between them they accomplished much good. Though the small village of Purdy consisted of but a few scattered houses the cleric was indefatigable in his search for souls and Dr. Porter was his right hand. Had to be, he said, minimizing his own kind deeds, because this friend of his did not know how to take care of himself! He was a clever chap, though given to moods, always at his worst when he came in contact with the suffering he could not aid. Like Fred Courteau, for instance. Three years before the young man stood on the threshold of a career. He was an artist, and a good one. But the arthritis that had troubled him from childhood became more active, and the long, delicate fingers were now swollen and twisted. Dr. Porter had read everything he could find in medicine on the dreaded scourge. He had gone to clinics and hospitals in the cities. Corresponded with specialists. He could

give Fred relief—he could not cure him, could not stay the development of the disease.

Young, decent, fine, talented—and, for the past three years, a saint! Bill Porter was unable to see this case through the lens Father Loughran used. He wanted to help, was confronted by—failure.

Father Loughran did not call it that. Father Loughran did not believe that Fred Courteau was helpless, or that Fred Courteau was not a power for, an actual influence for spiritual good, one that gave much more than he could ever have given had he been free to follow his chosen bent. He was, declared the priest, part of a chain around the world, the chain of prayer, forged daily by those who suffer. So earnestly did Father Loughran impress this belief of his on the young man that it had become to him a solace beyond words. He was able to endure because of it—since he belonged to the league of pain — one of those who are God's guests on earth to stay His hand until sinners seek Him in repentance.

Old Dave Hadley's was a few straight miles farther on, so Father Loughran got out at the cross-roads—the Fork, they called it. From here one could see the beginnings of the Lloyd farm —a comfortable, sprawling white house, with several substantial red barns. Around the curve—perhaps within twenty minutes' walking distance—was another white house, very small, which sheltered Fred Courteau and his devoted mother. Father Loughran meant to call at Lloyd's first, and then go on, staying with the invalid until Dr. Porter returned. But as he walked along he saw the farmer himself approaching. He was clad in high boots, with trousers tucked into their tops, and a dark flannel shirt, open to expose a powerful, sinewy throat. Not a pleasant man at any time, his face was set in a heavy scowl, which deepened when he observed the priest.

"Mornin' " he growled, in answer to Father Loughran's salutation, and would have passed on. But the priest stopped him.

"Looking for any one, Ben?" he asked.

"Maybe I am — and maybe I ain't."

"If it's Eddie Gaynor — he's gone."

Lloyd swung around, his eyes angry.

"What do you know about it?"

"I helped him get away. I never liked the treatment he received, so I sent him to folks who will do better by him. Eddie's gone, Ben. You can bring me to court for it if you like—that's what you threatened to do when I warned you. But think twice."

"So!" Lloyd's face was menacing. "I might have known. He was always sniveling to you, wasn't he? Don't you worry. I'll get him back. I'll show him. I'm the law in these mountains."

"No, Ben."

"I'm master of my place and I'll do as I like. I took Eddie from nothing—and he'll stay till I want him to go."

"No man like you can be the law or the master in this country. You've been very mean to that poor boy. Mean and cruel. I had to help him."

"Work never hurt no one yet."

"Only seventeen. Thin, anemic. Up at five. Never in bed until close to midnight. Begrudging him his half-day for church on Sundays."

Words trembled on the angry man's lips. Father Loughran held up his hand.

"Don't. Sam Byrnes is idle—why not hire him? He's big and husky. Only you mustn't try to fight him. You'll get the worst of it if you do."

For a second the other stared, speechless.

"You're a meddler—a . . "

"No. I'm your friend."

The quiet voice made the man more furious still. He turned away, and Father Loughran gazed after him meditatively before he continued on to the bend in the road, his eyes seeking the little white house barely showing through the tops of the trees. He quickened his pace. Ben Lloyd left a bad taste in his mouth, for in addition to his well-known meanness and harshness he was that thorn in the flesh of a pastor of souls, "a fallen-away Catholic." Yes, Ben Lloyd, loud and abusive, would listen to no admonitions—and indeed, avoided the priest as much as possible. But Eddie's case had always bothered Father Loughran, and he was glad now that he had set-

"Gyp the Blood"

"Gyp the Blood" was a public enemy and notorious criminal. Before he was put to death for his crimes, he was converted. His last days were spent in prayer and penance. He died a most wonderful Christian death. What did it, was a holy picture of the Good Shepherd. A nun had brought it to him in his death cell. He was unmoved by it; he was obstinate in his sense of crime. But he did keep looking at the picture. It reminded him so much of his mother and the touching stories she used to tell him when he was a child. At last he broke down; he felt sorry for his many sins against God and neighbor; he asked for a priest and came back to God.

Our modern Christian Mother does well to have Catholic pictures in the home—a crucifix, and pictures of Jesus and Our Blessed Mother. She does well to explain the meaning of them to her children in their tenderest years and this she ought to do over and over again. Some day her grown up sons and daughters will recall those inspiring story lessons, and in a moment when they will be in greatest danger of slipping away from God.

tled it. Fred would be pleased, too. How often had he begged him to "do something about it!" Well, he'd done something about it, now. Lloyd would get over his rage. He'd hire Sam Byrnes —an Irishman from County Kerry—a fine man on the farm—the best. He'd take no nonsense from Ben. They'd fight, of course. "Let 'em," thought Father Loughran. "Sam'll win."

The smile was still on his face as he went up to the little house and entered the hall, where Mrs. Courteau, Fred's devoted mother, awaited him. In the cheerful living room a fire was burning on the hearth, and the shades were so lifted so that the place was filled with sunshine.

"Thought I'd see you today, Father," said the young man propped up on the pillows. He moved one hand toward him, slowly.

"If the wind was right you surely must have heard me!" exclaimed Father Loughram. "Lloyd fairly bellowed."

"Eddie?"

"Eddie."

"The poor fellow came over yesterday to say goodbye."

"Dr. Bill and I attended to it. Best job we've done in a week or two, Fred."

A smile played around the pale lips, and the large, sunken eyes were bright as they lingered on the missionary's face.

"Where are you bound now?" he asked.

"Visiting you, Fred. Dr. Bill will come after me later. Thought it best to see Lloyd myself, and settle the whole thing. He'll get Sam Byrnes. He'll have to."

"I shouldn't like to live any nearer than I do. I hate quarreling."

"Lloyd loves it. Sam loves it. The two of them will enjoy themselves."

But the smile Father Loughran hoped to evoke did not come. Instead grave eyes met his with strange intentness.

"You're in no particular hurry?"

"No hurry at all. Bill Porter won't be here for another hour."

"Would—would he bring you back again?"

"Back again? Here? Yes—if it were necessary, Fred."

"It will be necessary, Father. I'd like to receive Holy Communion once more. I'm pretty sure—well, it's tonight, Father."

The priest sat still. His mouth went cold. The calm statement fell like a blow on his heart. Then, in a low voice:

"Why do you say that?"

"When Dr. Porter comes he can tell—I know—I feel—" He stopped. "I'd like it if you could be with me."

"Fred," whispered Father Loughran under his breath. Inured to loss and loneliness, he could not put into words what Fred Courteau meant to him. These mountains without Fred? His parish without Fred?

"The doctor and I went into things thoroughly a short while ago. My heart's been on a rampage all last night—and the medicine had no effect. Feel that crazy pulse. Several times I thought I was through. But I wanted to see you so much. Maybe that's what kept me going till . . ."

"Fred!" breathed the priest, again. The young man moved his arm with difficulty. Father Loughran took the cold hand in his and held it.

"You know—even if you are mistaken—and I hope you are! —I'll be glad to stay." He slipped his free hand into his pocket and brought out his rosary. "Let us tell Our Lady about it," he said.

They were finishing the Sorrowful Mysteries when Dr. Porter drove up. The gravity of his countenance as he examined Fred told Father Loughran much.

"Perhaps not so soon, Fred," he murmered. "One can never be sure." But Fred's face was eloquent.

"Somehow—I know," he said.

Priest and doctor made a silent journey home to the church, and returned as silently. Dr. Porter remained during the administration of the Last Rites.

"Take what rest you can," he said, a little anxiously—he knew that Father Loughram's tenacity far outran his physical strength. "I'll get you back in time for your morning Mass." Looking at the warm happy face on the pillow, he shook his head. "He may be right," he said. "It could happen." Yes, thought Father Loughran, it could happen — it would happen. And since it was inevitable he prayed God to shorten the agony of one who loved Him so well. A Catholic scene, indeed—the gentle moth-

---

STOP SAYING SUCH MEAN THINGS ABOUT YOURSELF

"I can't show favors to relatives. In my position, I must think first of the interests of the institution," said the bank president to his aunt who had come to see him about a job for her son. "Fill out an application like the rest. And now, I'm very busy. Good-day."

She said: "But I have the application here — all filled out." She laid it on his desk and left, weeping.

"A nuisance!" fumed the great man, as the door closed. Angrily, he tore up the application. This appeased his anger . . . and he began to think a little. "Anyhow, it's only fair to let him be considered along with the other applicants." He pieced together the torn application and copied out a new one in his own handwriting.

Two weeks later, the aunt called again about the position. The bank president called in his personnel manager. "The applicant's qualifications were all O.K.," said the manager, "but our handwriting expert reports that he is quarrelsome, domineering, coarse — in fact, a brutal type of person."

In our treatment of others, we all write ourselves for what we are, 'on that Application Sheet which every life must fill out for its place in Heaven.'

er administering to her boy's physical wants, her brave soul shining in her eyes, and repeating after the priest the prayers which the Church has given for the comforting of those in pain. Night fell. Not a leaf stirred. Not a bough brushed against its fellow. Nature is waiting, too, thought Father Loughran, as the minutes passed. Then a pale gray mist rose over the hills, a flush of pink and mauve . . "

"This is my hour," whispered Fred Courteau. It ended quickly as that. Father Loughran began the prayers for the dead—and comforted the weeping mother.

"A saint has gone home to God," he said. He rose moving wearily. The watching hours had drained him of all strength. He went down the path, around the curve, made his way into the Lloyd farmhouse. Mrs. Lloyd was in the kitchen—a quiet, subdued woman, who said little, and whose chief anxiety in life was to avoid quarreling with her overbearing husband. She looked at Father Loughran in astonishment.

"Fred Courteau is dead," he told her. "Will you go to his mother? She is alone."

"Why, yes, of course." She hesitated. "The coffee's ready. Can not I pour—"

He shook his head.

"I have my Mass at seven." She slipped her shawl from the hook. "Do not wait—go ahead. I must walk slowly—I'm tired." He sat a few moments longer, gathering strength—and at that moment Ben Lloyd entered the kitchen, drawing back in surprise.

"Well," he exclaimed. "Well! And what are you doing here?"

Father Loughran did not reply—just stared at him. An odd expression wavered across the other's features.

"What's wrong?" he asked. "You sick?"

"Yes," said Father Loughran. He stood up trembling.

"Rest, if you like," said the other roughly. "I don't owe you much—but can I help? Can I do any . . ?"

"Yes," said Father Loughran, again. He sank back in the chair, and put his hand over his eyes. "Sit down."

Lloyd stared—then shrugging his shoulders, he took the seat opposite.

"What is it?" he demanded. "I've got to get my breakfast and I've chores to do. Extra chores, thanks to you. Don't begin any Bible talk. I'll not stand for it—but I'll do what I can for you if you're not well—even if you do think I'm the meanest person on earth."

"If I think that you've made me think it," said Father Loughran, and was silent. The other moved impatiently.

"Once there was a man who tried to put a chain around the world. Particularly around his own part of the world."

Lloyd stared.

"He's dead now — and my heart is heavy with sorrow. But you should be grieving worse than I."

"I don't understand you."

"Fred Courteau died this morning. Your wife's gone up there—his mother is alone."

"Fred Courteau! Well, he wasn't much, anyhow! Why shouldn't he die? I'd be glad to, if I were like that. He's been good for nothing ever since I've known him. On his back. Helpless. And is that what's the matter with you? You're foolish."

"Yes," said Father Loughran. "And so was Fred. And so was our Blessed Lord." He drew a deep breath. "While your best friend is gone!"

"That's ravin' talk. I never spoke more than ten words to him in my life. Best friend!"

Again Father Loughran seemed to ponder, and again Lloyd stared curiously. The priest did look bad. He'd never seen him like this—and though he had often told himself that he hated him, it was not true. He could see now that the man was weary to the point of exhaustion. Something stirred in him that had not been stirred in years.

"Could you tell me—" he hesi-

WAR IS THE SURGERY OF CRIME. Bad as it is in itself, it always implies that something worse has gone before. —Oliver Wendell Holmes.

The Unselected Juror

Recently in the Municipal Court, a juror served by mistake, on a case for which he had not been selected. After the verdict had been rendered, the mistake was discovered. The judge had declared the verdict void because an Unselected juror had served. All verdicts are void that are made by Unselected jurors.

We are all of us unselected jurors. Not one of us is qualified to pass judgment on a neighbor; to imply guilt to any of his actions. The "Court of Unselected Jurors" sits too often. It sits at a table where gossip is the fare. Like birds of prey, each gossip opens its beak, to take a vicious jab at the unanswering carcass of the victim of their attack.

Nor are they the only unselected jurors. The one who listens; whose ears actually rise up at the first breath of scandal, joins in the sin by consent.

Also an unselected juror is he or she who could, should but doesn't stop unkind remarks about others.

Next to murder and adultery this is the worst sin . . worse, even, than theft or burglary! For, restitution can be made of a stolen wallet, but never of a man's, or a woman's good name.

tated, then went on. "Could you tell me—Father—" avoiding his usual sneering "missionary"—"how that miserable creature could be a friend of mine? In what way? I'd like to know."

"Can you understand suffering? You've never been ill. You boast of it. But any one else? Close to you?"

"I saw my father die." His face darkened. "Don't remind me. He wouldn't let any one touch him but me. It's eighteen years ago. I settled here to forget it. But I haven't forgotten. Yes. I understood that suffering. The God you preach about let him go through that—and he was a good man. A good man—"

"Fred was a good man, too," said Father Loughran. "And he was never free from pain. Never for a single day. And for the last—well, for the last two years, Ben! — he asked God to allow him to endure that pain for you. You see, he'd found out that you were once a Catholic. So that's why I say you've lost your best friend, and that's why I say you should feel worse than I."

"You're out of your mind! He had no cause, no reason to think kindly of me."

"We've been working together to get you back where you belong. And let me tell you something—Fred won't stop. God will let him keep on. People like him — men and women — weave a chain around the world, and around souls. You'll see."

What was he talking about? He should be angry—but he was not. Why not?

"I must be getting back," said Father Loughran, rising. "Dr. Porter is calling for me, and I must reach the church in time for my morning Mass. For Fred's soul." He put his hand on Lloyd's shoulder. "Help the poor mother, Ben. I'll tell Beatty, and he will make all the funeral arrangements. We'll probably bury him in St. Mary's day after tomorrow. Will you come down and be one of the bearers? Will you? Help us carry all that is left of your friend to his grave?"

The man's face was a curious mixture of expression. All the anger had vanished, all the mean surliness disappeared. It would come back, of course—one does not change in a moment—but now it seemed as if an unseen hand had wiped it clean. And though he could not understand—and would not for long enough to come — he answered, in a low tone:

"Yes, Father—yes, I will."

A troubled voice—a perplexed voice. A voice quivering through him. W-hy, why, why? A word that would come back again and again. Until at last, through the grace of God and a dead man's prayers—he learned the answer!

They'll Do It Every Time!

A farmer wanted to telephone, but found the line busy. "I just put on some beans for dinner," he heard a woman say to her neighbor.

A few minutes later he tried again. The same two women were still talking.

"Say, lady, I smell your beans burning," he broke in.

There was a scream, two receivers went up and the line was open.—Weyburn (Sask.) Review.

What Matters Distance?

It was a warm, sultry Sunday morning in the Island of Jamaica, West Indies, writes a missionary in the "Stigmatine", and I had left the path that led to the priest's house and had turned my pony into the white highway skirting the sea. Five milestones had to be passed before I reached my little church.

"Fader," a voice called, "Fader, what time is Communion Mass?"

I stopped the carriage, and a negro youth about eighteen years of age approached. I had seen him at various times in my little church, but he had always disappeared before I had a chance to speak with him.

"Are you going to Holy Mass?"

"Yes, Fader. Am I too late?"

"Are you walking to Montego Bay?"

"Yes, Fader."

"How far have you walked already?"

"From over the mountain, eight miles back."

"You are walking thirteen miles to Holy Mass?"

"Yes, Fader, and I am fasting for Holy Communion."

"Do you intend to walk back home today?"

"Yes, Fader."

I beckoned the boy to climb into the seat beside me. As my pony jogged away I tried to recover from the excited condition which took possesion of me as that little colored boy, unknowingly, manifested his love for the Blessed Sacrament. Twenty-six miles on foot, and on a hot tropical day, to hear Holy Mass and receive Holy Comunion.

A Virgin Shall Conceive

Patrick Shaughnessy, O.S.B.

"I cannot see how any church can reject the doctrine of the virgin-birth and still remain Christian. To give up this doctrine is to give up everything." This, in substance, was the statement of a non-catholic layman to me. There were certain Catholic doctrines which he said he could not accept, such as the doctrine concerning Purgatory, but he insisted on the stand of the Catholic Church regarding Christ's birth from a virgin. Thus he differed from our modern rationalists, who want to take out of religion all that smacks of the supernatural—until, finally, they have no religion left, for a man-made religion can be no religion at all.

Sometimes those who have far less knowledge of their religion than they should have, confound the Virgin-birth with the Immaculate Conception. This latter doctrine, always taught—at least implicitly—by the Church, was solemnly defined by Pope Pius IX on Dec. 8, 1854.

By a wonderful coincidence—which is not so wonderful after all when one remembers that for God nothing happens by chance—it was only 3 years and 2 mos. later, in 1858, that the Blessed Virgin appeared at Lourdes to the little fourteen - year - old French girl Bernadette, and in answer to the girl's question regarding her identity, answered in the native dialect of the place: "I am the Immaculate Conception."

By the Virgin-birth, on the other hand, we mean that Christ was born of a virgin, Mary, who was a virgin before the birth of Christ, at the moment of His birth, and forever afterwards. It is generally agreed that it was this thought of her virginity that troubled the Blessed Virgin when the Angel Gabriel announced to her that she was chosen to be the Mother of God. But the angel quickly settled her fears saying: "Fear not, Mary, for thou hast found grace with God. Behold thou shalt conceive in thy womb, and shalt bring forth a son; and thou shalt call his name Jesus." Thus assured that her virginity would not suffer she answered gladly: "Behold the handmaid of the Lord, be it done to me according to thy word."

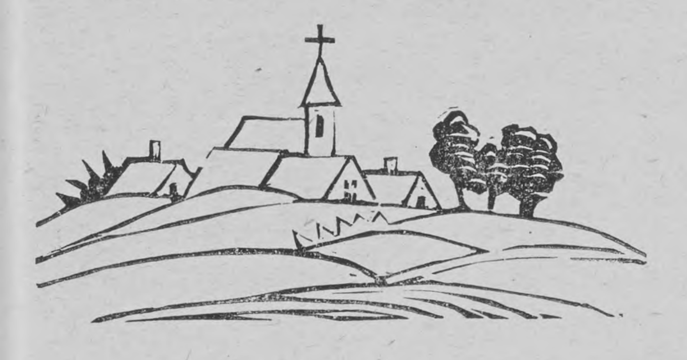
Nothing could be more fitting than that this most fortunate of all creatures should have remained the purest of virgins. Motherhood is an honorable state, and Mary, because she was the Mother of God, became the model, the patroness, the ideal of all mothers. Motherhood finds in her its most perfect exemplar; no one will think of seeking another. But virginity, as St. Paul tells us, is something still better and in whom could the numberless virgins who were to follow Christ find a perfect model, their ideal and patroness, if not in this holiest of creatures. That they too, who give up so much for Christ, might not have a model inferior to that of mothers—and since they could not have one superior—nothing else remained but that this same perfect mother might also be the most perfect of virgins.

Virginity has always been admired, and rightly so. It is not merely a Christian sentiment; it is a characteristic flowing out of human nature itself, because human nature recognizes it as something high, noble, ideal, and heroic. Thus we are not surprised to find the pagans admiring virgins and having them to keep burning the "eternal fire" to honor their gods. Christians, therefore, who naturally look for the greatest virtue in her who is their ideal because of her supremely elevated position as the Mother of God, must expect to find the virtue of chastity in its most perfect form in her. One filled with a true Christian spirit cannot imagine the Mother of God otherwise than as a most pure virgin. Someone has said that to the Italians "La Vergine e il Bambino" (the Mother and the Child) are not merely historical figures, but real, living realities. This is true, and I am sure we may add that the virginity of Mary is so bound up with Mary herself in their minds—as well as in the minds of other Catholics—that it cannot be separated from her any more than she can be separated from the Divine Infant.

One of the characteristics which show forth the beauty of God in this world is variety. The greater the variety in created beauty the more numerous are the mirrors in which we may see reflected God's greatness. Now in regard to the birth of man we see that the first man came into existence with the co-operation of neither father nor mother. And the second human being was taken from the side of Adam, as it were, there being no mother in the picture. Now in order that all the possibilities might find fulfillment in reality it was fitting that a man should be born from a mother alone, and that there should be a birth in which no human father would have a part. Such a birth was that of Christ. And thus with His birth from a virgin all varieties of births find their place in the order of the universe.

More than 700 years before the birth of Christ the great prophet Isaias had said: "Behold a virgin shall conceive and bear a son and his name shall be called Emmanuel." (Is. 7, 14).

——"The Grail"——



Sister Beata

A TRANSLATION

•

By Herman Skolaster

•

September 10, 1931, was a gloomy, unpleasant day. The sky hung thick with clouds. It looked like rain. A strong wind came up from the ocean. One felt uneasy in the light, tropical clothes.

"I cannot get into the right mood today," said the Governor to Dr. Fox and his adjutant, who had come dressed in formal evening dress. "I slept badly and dreamed horribly."

"That is the wind," the doctor suggested, "it irritates the nervous system. But if you do not feel well, Sir, then we better call off the whole parade. We can postpone it until the weather clears up."

"Especially as it looks like rain," added the lieutenant.

"But, gentlemen, that is impossible. The anniversary of the battle which ended the dominion of the Spaniards in this country —and it is 133 years today—has been celebrated every year, and has to be celebrated also today. Just take a look outside. The whole city is decorated. The school children in their best are waiting for the celebration. They are looking forward to a good time and we cannot disappoint them . . . What is it?" he asked the entering native soldier.

"The postmaster wishes to see Your Excellency."

"Please, let him come in." — The orderly disappeared and the postmaster entered.

"Good morning, Mister Slong. What is it?"

"Bad news, Your Excellency. The weather bureau announces a tornado coming in from the Antilles moving in the direction to southwest."

"Well, this changes our plans entirely. The parade has to be called off. Crowds in the streets under such circumstances would be a hazard. And the celebration in the great hall?" . . . He reflected a while . . . "It will be best we postpone that, too. Williams, send a messenger to the College and to St. Catherines. The whole celebration is cancelled, on account of the danger from the oncoming storm. The pupils have to be sent home immediately. Tell them: at once — as soon as possible."

The lieutenant went out to follow the directions of his chief. Dr. Fox was glad that the Governor had given in, and said so frankly. The postmaster waited to be dismissed. But there was no command. The Governor was evidently nervous, and in that mood he was glad to have somebody around him. He went to the window. "Look here, gentlemen, the storm is coming fast. You can see it from the shaking of the palm trees."

"If only the children go home quickly," commented Dr. Fox. "I am afraid there will be roots flying."

"Dear Doctor, let us not paint the devil on the wall," said the Governor. "Though I am afraid you are right. It looks awfully dangerous."

There was impenetrable darkness off the sea. And out of that hell came whistling and howling through the heavy air. The negro servants closed the windows and doors. With exotic quickness the storm went over the city and the sea raced and foamed with it in competition.

"May God have mercy on those who are still in the streets," said the Governor. "Williams, are the soldiers back?"

"I think so, Sir; or they will be back any minute. They ran like shot from a pistol. My exhortation for speed was not needed. I think these children of nature know more about elementary science than we do."

"There, there," shouted the postmaster. "The palm trees are snapping like matches. It is a terrible sight."

The storm shook the whole house. There was howling and thundering with increasing violence. The noise was deafening. The flimsy roofs of the houses in the city went up in the air and fell crashing into the streets below. Doors and windows whirled through the air. Boards, beams, furniture followed them. Houses collapsed. The gymnasium of the college was already without a roof. The next shock threw it down entirely. The chapel followed. With the college it was worse. The storm could get a good hold of the large verandah and shaking it a few times it rocked and then collapsed.

For hours the racing and raving went on. Hardly a house remained standing. And under the ruins were the dead and the wounded, sometimes locked in by boards and beams. They

could not get out. And there was nobody to help them. Others who feared to be buried alive ran out into the streets and were swept off by the fury of the storm, landing somewhere with fractured limbs.

One disaster seldom comes alone. It was around three o'clock when the sea rolled over the city thundering. Sailing vessels, fishing craft and steam cutters, which were anchored in the creek, were thrown up and landed in the city. In the lower parts of the city the water stood five yards deep. The wounded people around there were drowned. The four men in the strong mansion of the Governor stood there looking out into the inferno. On their pale faces one could read the fearful question: "What next?"

Sir Bulwer was the first to speak. "Williams, try to get in touch with Corozal. Strathford shall see to collect food. And as soon as the sea calms down, send it on. If possible also blankets. Those who will still be alive tomorrow, will be without shelter. Call Stann Creek also. There are two trucks. Longwood shall send them on. Some of the nurses should come, too. We will need them."

"The water is not rising anymore," mentioned Dr. Fox. "In fact, I think it has abated somewhat."

"That is poor consolation for the drowned people," answered Bulwer in a sad tone. "If only the fury of the wind would lessen, so as to be able to get out."

The sky cleared up a little. One could see something at least. But what a sight! The whole city was a heap of ruins.

"By God," shouted the postmaster, "there are still living people. They are swimming through the channel from the College."

"And how many may have perished?" sighed the Governor. The lieutenant returned. "I got Corozal all right," he reported. "Strathford told me that at noon the ocean had receded so far from the shore, that he was unable to see any more water. The boats are lying dry. There can be no question of moving them at present. Longwood will come but I had great difficulty hearing him. But I think he has understood our desperate position. At least he answered a few times with 'yes'. He still asked about something, but I could not understand him, and then the communication stopped entirely. I suppose the wire snapped."

* * *

Lieutenant Longwood had understood all right. He instructed his three police soldiers and sent them off to the city. In a short time the tragedy of Belize was broadcast through the whole town. Everybody was asked to help the unfortunate sufferers. And all tried to do their best. The people of Stann Creek brought food and blankets to the government post. Longwood hastened to the Sisters' convent. Sister Beata had just returned from a ride to a distant village. In a few words, he explained what had been reported to him, what he was to do, and finally asked if she would come along with the nurses.

"Why of course," she said, "I'll come with the nurses. In half an hour we will be ready. I shall look after the necessary medicines and bandages."

And then it came to her mind that there were two of her own Sisters in Belize. Only two days ago she had a letter from one of them, who was on her way to Punta Gorda. Three Sisters had arrived from Huntington in the United States. Two had remained at Belize for a week, because one of them had her family there and now, they had been in that disaster. Were they still living? She could not get rid of that thought. She had to force herself to be collected and not to forget anything necessary for this emergency.

An hour later the trucks were loaded and ready to go on their way. Longwood offered to Beata the seat with the driver. She thanked him. "No, lieutenant, I remain with the nurses. You look out that the truck reaches Belize safely." So she climbed up and sat with the three colored sisters, squeezed together on the blankets.

Towards evening it got cool and a fine drizzle fell. The sisters took out some blankets and put them over their head and shoulders. It was slow going in the sand. When they arrived at Mullins Town it was night. But the superintendent could give the information that the shore

. . . Passport to Mass . . .

People of Calder—Dutch frontier village—need a passport when they go to Mass! because they must cross into Belgium! to get to the nearest Church. Frontiers and fences! are the folly of man.

A gate is the work of God. His Church—Gateway to Heaven —has no frontier. Its chief line of defense is an open door. Even between this life and the Next, the Church recognizes no frontier. As vestibule to the Cathedral of Eternity, she unites time with Eternity! life with Life! man with God!

Honored and blessed by the Church are Nationalities — the individual characteristics! and customs! of different peoples. She knows that World unity! and peace! cannot be achieved by killing these traits: so that everyone will speak the same language! like the same music, etc.!

Universal peace! can come only in Spiritual Unity when one King will be recognized by all—Christ! when one house will be home to all—the Church! when one language will be common to all—Prayer! when one Bread is the "national dish"—the Eucharist! Then, passports can be torn up! frontiers torn down! and men will be as "ONE" with each other, as BLOOD BROTHERS of ONE MYSTICAL BODY!

was free of water. Only for an hour the sea had swept over the lagoon; then it had receded again. He received the information from the post in Manatee. At least that was some help. The trip along the shore was shorter than the path inland around the lagoons.

The Sisters said their beads. One after another. For the unfortunate victims of the disaster, for the shelterless wounded, for the Sisters of Charity. Once in a while a little nap overcame them. But then they woke up again and resumed their prayers. Thus passed hour after hour. In the early dawn Belize came into view. Was that Belize? Besides the massive structure of the government mansion and the cathedral only a score of houses were still standing, but even those without roofs. The streets were littered with debris.

The truck came to a halt. They could not get any further. The Sisters alighted, taking with them their medical kit, and started the work at once. They did not need to look for work. Everywhere under the ruins were lying wounded people; sobbing and moaning greeted them at every step. Beata hastened from house to house. For many, help was too late. Falling beams had killed them outright. The living sat by the side of their dead, crying and mourning. Beata consoled, helped, bandaged the wounds. Soon she got hold of a few men. She made them remove the dead with a hastily constructed stretcher. There were so many.

Towards noon two Sisters approached her through the mud and slick of the streets. She recognized them at once. They were her Sisters from Huntington. "Thank God, you are still living," she exclaimed joyfully.

"And our saving Angel is also here already!" they answered.

"Now, you will help me right away. Start here. This lad was hit with a nail in the back. The wound must be cleaned well. Meanwhile I shall put splints on the arm of that old dame; it has been broken. If I only knew where to find Dr. Fox. There is a lot of work for him here."

"We met him at the other end of the city. The Governor was there, too. We had been out to look for Sister Teresita's parents — They are still alive. Their house was one of the few which had not been swept away. But the roof is missing. Inside there was a foot of mud. The two old people managed to keep over water somehow. But, — how and when did you arrive here?"

"This morning. We traveled through the night. What became of the Sisters of Charity?"

"Thank God, none perished," answered the other. "We were all saved by a miracle. We two stayed at the guest house. Towards noon a Sister came running to us and calling us to the main building. Hardly had we come out when the house collapsed in a heap. We went to the chapel; there all the Sisters and pupils were assembled and were praying."

"I can imagine that you prayed hard," mentioned Beata, while she wound the bandage around the woman's broken arm.

"And then," continued the Sister, "one of the Sisters jumped up as if moved by a sudden inspiration, opened the tabernacle, took out the Blessed Sacrament, and walked out of the chapel. Everybody followed her . . . naturally . . ." She interrupted herself. "What shall I do now?"

"Let us move on . . . Here we are finished . . ."

"So then," the Sister continued her story, "we all moved outside into the fury of the storm. We had hardly left the chapel when the roof was blown off, and fell crashing into the yard. None was hurt though. Then we all moved into the massive side wing. The roof had been blown off already but the walls were still firm. And there we stood with our sixty children until this morning. We cannot thank God enough, that we are still alive. The Fathers at the College fared much worse. Five priests, four Scholastics and one Brother have perished. Of their pupils eighteen . . . Look here, there are again some dead." —

Lieutenant Longwood forced a path through the mud and debris to the way of the government building. Under the verandah, all around the house, lay people. Hundreds of them, squeezed together. Many of them were sleeping from exhaustion. In the basement Dr. Fox was working. All the time new patients were brought in. Many of them died during the day of their injuries. A Jesuit gave them the last rites. —

"Where is His Excellency?" asked the lieutenant.

. . . Baby Redeemers . . .

Catholic children evacuated from bombed London, are taking the Mass back into hundreds of British communities where it has not been for 400 years. As there are few, or no, Catholic Churches in these districts, priests have been called from city parishes, and are now, offering Mass daily, in Church of England Halls, in Methodist Churches, in schools, clubrooms, movie houses. One ancient Catholic Church, abandoned for ages, has again been consecrated to its holy use.

The many non-Catholics in whose homes these Catholic children are cared for, are seeing that they do not neglect their Catholic devotions. One Methodist woman takes her small Catholic charges to Mass, waits outside until it is over, then escorts them back home. A Church of England minister, responsible for some of these youngsters, also accompanies them to Mass. And the people like it. Hearing that more children were coming, "Will there be some of those Catholic children?" asked residents of a Scottish village. "I'd like some."

"He is in town. He is arranging the transportation of the wounded . . . Did you bring any blankets?"

"As many as I could get."

"Bring them up to the verandah. The healthy must make space for the injured. We must have space for the sick."

"All right, I shall see to that."

Only in the evening did the Governor meet the Sisters from Stann Creek. "I heard already from Lieutenant Longwood that you had arrived. I am so glad that you came. But it is now time to think of ourselves."

"So far we have done what was possible to do," answered Beata. "It is impossible to penetrate into the Mesopotamia area."

"Nobody could be alive there anymore. That quarter was entirely under water. We will have to burn it out. It is impossible to take away the corpses tomorrow. They are decomposing already."

While Beata went up the stairs to the government mansion, she fainted. The other Sisters took her up and placed her in a chair which the Governor had shoved towards them.

"I hope it is not serious," said Sir Bulwer worriedly.

"Oh, no, she has not taken anything since yesterday noon. She is exhausted."

"Is that possible? And I suppose you had nothing, too?"

"Oh, we can stand it. But a white lady is not able to endure that."

Shaking his head the Governor left them and ordered something to eat for his guests. For the night he arranged one of the large rooms where they could sleep in comfortable chairs.

Beata came to quickly and enjoyed the food. After the meal she came over to where the gentlemen were gathered. They made plans for the immediate future. The Governor had asked the bordering states for some help. They all promised assistance. It was hoped that they would send medical supplies and food the very next day by airplane. Hundreds of people had sought refuge in the country around. It was estimated that two thousand had perished.

The Governor was very much depressed. "No greater disaster could have hit the colony," he lamented.

"Well, your Excellency," suggested Beata, "there are worse things than this."

"Do you mean this as a consolation or . . .?" Sir Bulwer tried to joke.

"It would be scant consolation. I am afraid of a rebellion. The many unemployed are an easy mark for demagogues. And there is no lack of these. How it is in Belize, I do not know. But I know conditions in Stann Creek very well."

"Yes, you wrote me about that. This . . . what is his name?"

"Your Excellency means that trader Goldfield," answered Lt. Longwood.

"Yes, but there is nothing to prove. At least not so far. He is a British subject, from Glasgow. "His passport is in order."

"Papers do not prove anything," interrupted Beata. "The man is a Jew and comes from Russia. He may have been naturalized in England. But he did not renounce his Bolshevik ideas. Lately he had different visitors from Honduras. They were also Russian Jews. What they were discussing I could not find out because they spoke in Russian amongst themselves. They are trying to smuggle in arms from Guatemala. Unfortunately I cannot prove that either."

"But, Sister, how did you come to know all that?" the Governor asked in astonishment.

"I cannot betray my source of information, your Excellency. Else that source would be stopped at once. But the information I receive is trustworthy. The aim of these people is a free republic after the fashion of the Soviet paradise."

"Well, then, Longwood, keep your eyes open," said Sir Bulwer. "And if this Goldfield should try to stir up trouble openly, then take him in. I shall instruct the chief of the Cayo district to the same effect. Here in Belize there won't be any unemployed for some time. And so I hope that we shall not be obliged to defend ourselves with armed forces."

"May God grant it," added Beata.

But she could not bring herself to share the Governor's optimism.

She knew only too well, that the police force of the whole colony amounted only to one hundred and fifty-three men. And they were spread out on the different posts. Even if the negros of the south alone rebelled, having arms and leadership, it was easy to see how much trouble they could stir up and nobody could tell how it would end.

. . . "Stick 'em up" . . .

"Stick 'em up," said the thief. He had jumped out of a dark doorway and pushed his revolver into the ribs of a passer-by. The victim threw up his hands. His overcoat became unbuttoned. It was then that the robber saw the Roman Collar; he realized that his victim was a Catholic priest. Quickly the bandit withdrew his gun and breathed apologetically "Excuse me Father, I didn't want to hold up a priest, although I need money badly." The priest also apologized: "I'm sorry, too, brother," he said with a smile, "I have no change on me, but here's a cigar." "No, thanks," said the embarrassed thief, "I gave up smoking for Lent."

How many folks may be likened to the thief; they pile up mortal sin upon mortal sin, but excuse themselves before God by saying "I gave up candy for Lent."

? THE QUESTION BOX ?

If my conscience is clear on a certain question, may I act in accord with it, even though many friends say that I am wrong?

There is a difference between a certain conscience and a true one. People who are convinced will have certain consciences that sometimes are very erroneous. Persons can be sincerely wrong without suspecting it. Almost everyone has had that personal experience sometime in life.

Be sure that your conscience is not only certain but also truthful. Many people may think that such qualities are one and the same thing, but they merely prove the point that persons can be both sincere and in error.

To answer the question: check up on yourself and see whether all your motives are good; listen to the advice of sincere friends; see how your conscience agrees with the Church laws. Any confessor will aid you. Remember that your conscience is not infallible in faith and morals, but the Catholic Church is. Hear it.

What is really the "Seal of the Confessional."

It is the priest's solemn obligation to preserve absolute secrecy about all things that he has learned from the sacramental confession, and the added duty not to use any of the information thus acquired wherever its revelation would make the Sacrament of Penance become odious or less respected.

Civil laws in many States respect this "Seal", and they do not wish to compel any violation of it. Even in places where the "Seal" is not recognized by law, Catholics know that their priests will never reveal what they have learned in the confessional. The "Seal" is the most absolute of all the professional secrets, and it is well protected by the most rigid laws of the Church.

There are many interesting stories told about law courts involving this kind of secret, and it is the glory of the priests that they have always suffered even imprisonment rather than violate the sacred laws of respectful silence.

I hate Novenas. Is this a sin?

It certainly would be a sin to hate, in the true sense of the word, any devotion which has the official approval of the Holy Mother Church. But very likely what you mean by "hate" is that you do not care to attend Novena services, that this type of devotion has no appeal for you.

No one is obliged to attend any divine service other than the Holy Sacrifice of the Mass, which is the official worship of the Catholic Church. Novenas are non-liturgical worship which the Church approves for our private use, whether at home or in church.

Many private devotions have features which appeal to certain races and temperaments while they leave others cold. One is free to choose the devotion which appeals to his own preferences. But one should not despise any form of prayer which bears the Church's approval. Beware of becoming a "liturgical snob." God's grace is not restricted to the pages of the Missal.

What do the letters "I.H.S." on vestments signify?

They are the first three letters of the Greek word for "Jesus".

Children commonly think they signify the words "I have suffered," but this is inexact.

The Stations of the Cross start on different sides in various churches. Is there any reason why?

There is no law or rule of the Church which says that the Stations have to start on any special side. Indulgences may be gained whether they start on the Epistle or the Gospel side. The common custom is for them to start on the Gospel side, but this arrangement is not necessary.

Which is really correct, the Catholic "Our Father" or the Protestant version of it?

You must refer to the final words often recited in the Protestant version: "For thine is the Kingdom, and the power, and the glory forever."

Every non-Catholic Scripture scholar of any repute admits that these words really do not belong to the "Our Father" as the Lord spoke it. Most likely these words were written on the margin of the earliest texts, centuries ago, and later introduced as part of the genuine text by the mistake of copyists. No early Christian would have omitted these words from the exact prayer of Our Lord, had He really spoken them. As a matter of fact, Saint Luke's version of the prayer does not have these words, and the earliest manuscripts also omit them.

There is nothing wrong in them, it is true, but if you ask whether they really belong to the original prayer, the reply must be NO!

Who has the prior right to name and select the godparents? Why should the priest intrude, and ask embarrassing questions?

The parents have the main and prior right to select sponsors for their new baby at Baptism. But the baby has some rights, too.

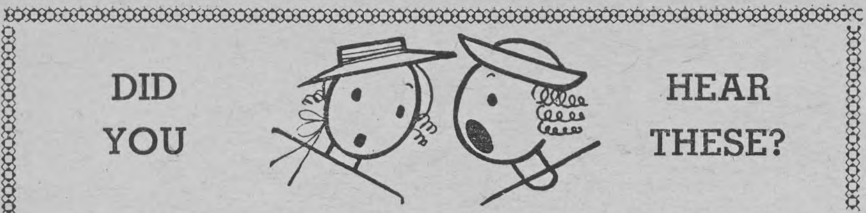
He has the right to expect good godparents who really will do their duty in the remote future, should there ever be need of their aid. In order to make sure that sponsors are fitted and proper, the Church has made regulations that intend to safeguard the best interests of the child. The priest who checks up on the sponsors is really acting on behalf of the little one. Some localities have had such disastrous results from bad godparents that Bishops have been compelled to put strict rules into effect regarding sponsors. These rules are for the good of the child and the Church.

Christmas has a fixed date. Why has not Easter?

It would certainly be a help to many people if Easter fell on the same date each year. But as Easter is the greatest of all feasts in the Catholic Church, the ecclesiastical authorities want it to be kept on the true anniversary of the Resurrection.

Tradition has it that Christ rose from the dead on March 27. But what is more important is that the Resurrection occured on the first day of the week after the Jewish feast of the Passover. This took place on the Friday after the first full moon after the vernal equinox (Spring to you). Easter therefore is the first Sunday after the first full moon after the vernal equinox. Which means it may come any time between March 22 and April 25.

This method of determining Easter was set by the General Council of Nicea in 325. It took 500 years, however, before all parts of the Christian world—notably Ireland—accepted this common date.



Barber: Will you have anything on the face when I've finished shaving, sir?

Customer: It doesn't seem likely.

Brown: What did your wife say when you got home at two o'clock this morning?

Smith: I'll tell you some other time. I've got to be back at the office in an hour.

A Georgia negro evangelist was giving a vivid description of hell.

"Dere will be weeping and gnashing of teeth, brethren and sistern," he shouted.

"Glory be, dat lets me out," cried an old woman on the front seat, " 'cause Ah ain't got no teeth."

"Teeth," screamed the dusky preacher. "Teeth! Don't you believe dat for one minute, Sister Jackson. Teeth is gwine to be furnished free of charge by the management."

A steel-worker's wife, tired of waiting up for her husband locked all the doors and retired for the night. Before long she heard a loud knocking at the front door.

She opened the window and asked her husband where he had been spending the evening.

"I've been in the Men's Club, dear," he began, "telling the boys about the strike."

"Then you can go right back," came the reply, "and tell them about the lockout."

It Happened In Toronto—Honest

Lady: "Can I go through the gateway for a short-cut?"

Caretaker: "Guess so. I saw a load of hay go through this morning."

Page Emily Post

A boy and his mother stood looking at a dentist's showcase.

"If I had to have false teeth, mother, I'd take that pair," said the small boy, pointing.

"Hush, James," interposed the mother quickly, shaking his arm. "Haven't I told you it's bad manners to pick your teeth in public."

A Royal Joke

Mike: "If the Ruler of Egypt owed the King of Italy one hundred thousand dollars, and the Ruler of Egypt refused to admit the debt, how could the King collect?"

Pat: "Gosh—that's a tricky one!"

Mike: "Suez Canal!!!"

Dicken's They Are

Professor: "And what on earth made you write a paragraph like that?"

Student: "I quoted it, Sir, from Dickens."

Professor: "Beautiful lines, aren't they?"

Isn't Science Marvellous

"Oh, doctor, I have sent for you certainly; still I must confess that I have not the slightest faith in modern medical science."

"Tut-tut," said the doctor, "that doesn't matter in the least. You see, the mule has no faith in the veterinary surgeon, and yet he cures him all the same."

Dog Dyes

The latest fashion among Parisians, it seems, is to stain the hair of one's pet dog to tone with the popular color of the moment. Every dog has his dye.—

Montreal Herald

George: "This time last year I was up north hunting big game."

Lily: "Reindeer?"

George: "Yes, honey, it poured all the time."